Breslauer  Zeitung.

Vierteljähriger Abonnementspreis in Breslau 2 Thlr., außerhalb incl. Porto 2 Thlr. 11¼ Sgr. Insertionsgebühr für den Raum einer fünftheiligen Zeile in Petitschrift 1½ Sgr.

Expedition: Herrenstraße Nr. 20. Außerdem übernehmen alle Post-Anstalten Bestellungen auf die Zeitung, welche Sonntag und Montag einmal, an den übrigen Tagen zweimal erscheint.

Nr. 59. Morgen-Ausgabe. Sechsundvierzigster Jahrgang. — Verlag von Eduard Trewendt. **Sonnabend, den 4. Februar 1865.**

*** Aus dem Abgeordnetenhause.

Die Thätigkeit des Hauses der Abgeordneten ist in dieser Session eine viel stillere, als in früheren Jahren. Seit Grabow's Antritts-Reden ruht eine wahre Monotonie auf den Verhandlungen, und Alles wird vermieden, was die Gemüther erregen und entzünden könnte. An Stelle der großen Wortschlachten, der Verherrlichung des Rechtes, der Entwicklung constitutioneller Doctrinen ist eine nüchterne, knappe, geschäftsmäßige Behandlung der Fragen getreten.

Waltet einerseits dabei die Absicht vor, auch den leisesten Anlaß zur Verschärfung des Conflicts zu umgehen, wie er beim besten Willen in jeder Sitzung hervortreten müßte, wenn die Abgeordneten ihren und des Volkes Gefühlen vollen Ausdruck geben wollten, so ist auch die vom Hause gewählte Taktik durch die Entwicklung unseres Verfassungs-Conflictes geboten. Auf welcher Seite das Recht steht, darüber sind seit Jahren im Hause, wie in der Presse und in Vereinen so erschöpfende Diskussionen gepflogen worden, daß bei keinem Vernünftigen mehr ein Zweifel herrschen kann. Klar und offen liegen die Streitpunkte vor jedem Blicke; sie können nicht mehr ausgesprochen, sie müssen ausgeglichen oder ausgekämpft werden. An die Stelle der Reden müssen Thaten treten. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wird deshalb all' ihre Kraft auf die Beschlüsse concentriren. Wirksame Beschlüsse aber kann das Haus nur in Fragen der Geldbewilligung fassen. Alle anderen Kundgebungen des Hauses kann die Regierung unbeachtet lassen; aber die Verweigerung von Geldmitteln läßt sich nur insoweit ignoriren, als die vorhandenen Mittel reichen.

Die von der Budget-Commission gefaßten Beschlüsse, der von ihr auszuarbeitende Vorbericht über den Stand der Budgetfrage, und die auf Grund dieses Berichtes zu fassenden Beschlüsse des Hauses können, und wenn sie mit noch so großer Majorität gefaßt und noch so überzeugend motivirt werden, keine praktische, nur eine moralische Wirkung üben. Sie beweisen abermals dem Lande, daß das Recht der Ausgabe-Bewilligung wohl, wenn auch mit Verklausulirungen, stets anerkannt, aber auch stets angefochten ist; sie beweisen, daß alle, seit Jahren bewährte Versöhnlichkeit des Abgeordnetenhauses nicht ausreicht, die Verständigung auf dem einzig möglichen Wege, dem des Verfassungsrechtes, anzubahnen, zumal die Regierung, wie Graf Eulenburg sagte, das Budgetrecht anerkennt, „soweit nicht faktische Zustände es unmöglich machen."

Allenfalls könnten die Beschlüsse der Volksvertretung über die Behandlung des Staatshaushalts-Etats noch den Nebenerfolg haben, der Budget-Commission die Wiederholung der mühsamen Arbeit früherer Sessionen zu ersparen und den Schluß des Landtages zu beschleunigen. Es ist dies ein Ergebniß, welches dem Lande am wenigsten erwünscht sein kann; denn das bloße Zusammensein der Abgeordneten, auch wenn es keine directen Erfolge erzielt, ist von Vortheil für die Sache des Volkes; es verhindert Octroyirungen, erleichtert der Presse die Arbeit und macht doch, trotz der neuesten Auslegung des Preßgesetzes, das freie Wort weniger gefährlich, denn sonst. Es hält ferner das politische Leben in Bewegung und hindert Versumpfung und Schlaffheit.

Das rasche Wachsthum der Staatseinnahmen, ein so günstiges Zeichen es für die Lage des Landes ist, so ungünstig wird es für das Landesrecht; denn es macht im Verein mit dem Staatsschatze, so lange nicht bedeutende außergewöhnliche Bedürfnisse ihre Befriedigung verlangen, die Regierung vollständig unabhängig von dem Abgeordnetenhause. Von dem Willen des Ministeriums hängt es ab, ob dasselbe den Beschlüssen des Hauses Folge geben will, oder nicht; es wird, wie auch Graf Eulenburg erklärte, die Beschlüsse überall beobachten, wo seiner Politik keine Unbequemlichkeiten aus ihnen erwachsen. Stimmen sie nicht mit der Politik des Ministeriums überein, nun, so macht das Wohl des Landes es der Regierung zur Pflicht, sich nicht um sie zu kümmern. Geld zur Leistung der vom Hause verweigerten Ausgaben ist im reichsten Maße vorhanden.

Das einzige, zur sofortigen Abhilfe dieses Uebelstandes führende Mittel, die Steuerverweigerung, ist dem Hause durch die Verfassung versagt; sie trotz der Verfassung zu beschließen aus dem Grunde, daß die Regierung den verfassungsmäßigen Rechten des Hauses nicht Genüge thut, wäre ebenso gesetzwidrig, wie unbesonnen. Das Haus würde vom Volke vollständig verlassen werden. Uebrigens denkt auch keiner der Abgeordneten an diesen Ausweg. — Die Zurückweisung der Budgetberathung im Plenum würde eben so großen Bedenken unterliegen; sie würde der Regierung vollends unbeschränkte Gewalt über die Staatsgelder geben. Die Presse hat sich vielfach, schon vor Eröffnung der Session, mit diesem Thema beschäftigt, sich aber ausnahmlos für Durchberathung des Budgets entschieden. Derselben Ansicht ist die größte Mehrheit der Abgeordneten.

Ernster wird der Vorschlag in Erwägung gezogen, die directen Steuern, mit Ausnahme der Gewerbesteuer, zu contingentiren; d. h. einen Maximalsatz für die aufzubringende Steuersumme festzustellen, der auf die Provinzen, Kreise, Gemeinden und selbstständigen Gutsbezirke, und von diesen wieder auf die Einwohner vertheilt wird. Es soll danach für sämmtliche directe Steuern ein Verfahren eingeführt werden, ähnlich dem für die Grundsteuer bestehenden. Allerdings wäre dieser Weg, wenn durchführbar, im Stande, den jetzigen Zustand zu beenden, in dem das Recht der Ausgabe-Bewilligung illusorisch wird durch die Befugniß der Staatsbehörde, die Einnahme an directen Steuern ohne Bewilligung des Hauses zu erhöhen. Aber unter den jetzigen Verhältnissen muß auch die Feststellung des Steuermaximums durch das Haus wirkungslos bleiben, da die Vertheilung der Steuern wesentlich in den Händen der Regierung liegt. Wirksam kann solches Verfahren erst durch eine gänzliche Umgestaltung unserer Staatszustände, durch eine umfassende Decentralisation der Verwaltung werden. Die Vertheilung und Erhebung der directen Steuern muß den Provinzial-, Kreis- und Ortsbehörden obliegen, und diese müssen von der Oberaufsicht der Staatsbehörde emancipirt werden.

So lange die Executivbehörden unserer Provinzen, Bezirke, Kreise und Gemeinden theils aus Staatsbeamten zusammengesetzt sind, theils der Bestätigung der Regierung unterliegen, so lange kann von wirklicher Selbstständigkeit nicht die Rede sein. Ihnen jetzt die Erhebung und Vertheilung der Steuern zu überweisen, würde von sehr fraglichem Vortheil sein. Uebrigens müßte diese Reform von einer Umänderung unseres gesammten Steuersystems begleitet sein. Die Grund- und Gebäudesteuer müßten Communal- und Provinzial-Abgaben werden, die indirekten Steuern, weil ihre Erhebung durch die Gemeinden noch umständlicher und kostspieliger wäre, als jetzt, müßten allmählich zu direkten werden; die Staatseinnahmen aber müßten ihre Hauptquelle in der Einkommensteuer finden. Der Werth von Grundstücken wird wesentlich durch ihre Lage bedingt; sie binden den Besitzer an die Commune und eignen sich deshalb besonders zur Besteuerung zu Communalzwecken. Das Einkommen dagegen behält in jedem Theile des Landes seinen Werth, von ihm muß die Staatssteuer erhoben werden.

Der Gedanke, der steten Steigerung der direkten Steuern eine Grenze zu setzen, hat dem Abgeordnetenhause schon längst vorgeschwebt. Am 5. Juli 1862 und am 18. Februar 1863 beschloß das Haus: „Die Staatsregierung aufzufordern, in der nächsten Session einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen bestimmt wird, daß in Zukunft alle wider die Klassensteuer-Veranlagung eingehenden Reclamationen in letzter Instanz eine durch die Provinzial-Vertretung für jeden Bezirk zu wählende Reclamations-Commission entscheiden soll." — Natürlich ist die Regierung dieser Aufforderung nicht nachgekommen, sondern hat das bisherige, bei der Einschätzung übliche Verfahren einfach fortgesetzt, sich berufend auf die Bestimmung der Verfassung, der zufolge die bestehenden Steuern forterhoben werden, und hat die Mehreinnahmen auch verbraucht. In diesem Verfahren wird auch der Beschluß, die direkten Steuern zu contingentiren, nicht die geringste Aenderung hervorrufen. Wie nun einmal unsere Verfassung ist, bietet sie den Abgeordneten kein Mittel, ihr Recht geltend zu machen — so lange nicht die Regierung eine Anleihe nöthig hat.

In dem Rechte der Anleihe-Verweigerung liegt unser einziges und letztes Mittel, über das eifersüchtig zu wachen die höchste Pflicht jedes Abgeordneten ist. Die Regierung hat den Etat mit Geschick aufgestellt; sie fordert die Anleihen nicht zur Durchführung der Militär-Reorganisation, sondern zu populären und produktiven Zwecken. Die Eisenbahnbauten, für welche die außerordentlichen Geldmittel gefordert sind, dienen zur Befriedigung dringender Bedürfnisse einzelner Landestheile; nur mit schwerem Herzen kann das Abgeordnetenhaus an die Ablehnung gehen. Aber so lange das Budget nicht vereinbart worden, ist ein anderes Mittel nicht möglich.

Als die Vorlagen von dem Handelsminister Grafen Itzenplitz eingebracht wurden, erklärten sämmtliche Redner der liberalen Partei, daß an eine Bewilligung der geforderten Summen nicht eher zu denken sei, bis das Budget zum Gesetz geworden wäre. Erst das Budget, dann neue Bewilligungen. Und die gesammte liberale Presse zollte diesem Gedanken Beifall und verkündete die Ablehnung der Eisenbahn-Vorlagen vorher. Um so größeres Aufsehen müssen die über diese Vorlagen von den vereinigten Commissionen für Handel und Gewerbe und für Finanzen und Zölle gefaßten Beschlüsse erregen.

(Schluß folgt.)

Breslau, 3. Februar.

Da jetzt selbst die conservativen Blätter, wie die „Zeidl. Corresp." und m. a. versichern, daß das Ministerium dem Landtage, und zwar in erster Linie dem Abgeordneten-Hause, noch eine **Militärvorlage** machen wird, so dürfen wir wohl die Nachricht als eine sichere hinnehmen. Von großen Concessionen wird freilich nicht die Rede sein, denn die „Kreuzztg." eifert bereits mit allen Kräften gegen eine Herabsetzung der Dienstzeit. „Die consequenten Niederlagen der Dänen — schreibt sie heute — sind vorzugsweise eine Folge ihrer kurzen Dienstzeit, welche die erforderliche Ausbildung der Soldaten nicht ermöglicht." Hätten die Dänen, statt ein oder anderthalb Jahre, ihre vollen drei Jahre gedient, wie es nun einmal die Doctrin verlangt, so wären am Ende nach der Ansicht der „Kreuzz." die Oesterreicher und Preußen besiegt worden. Man glaubt gar nicht, was „drei Jahre Dienstzeit" thun; das Wunderbarste im ganzen Kriege ist, daß unsere Ein- und Zweijährigen gerade so tapfer gekämpft und die Strapazen des Krieges gerade so stoisch ertragen haben, als die Dreijährigen. Natürlich aber wäre das nicht möglich gewesen, wenn nicht die Ein- und Zweijährigen die Dreijährigen als treffliche Beispiele vor sich gehabt hätten. Die Geschichten aus den Freiheitskriegen sind längst antiquirt. Wie könnten die feudalen Blätter auf diese noch etwas geben! Muth, Ausdauer, Tapferkeit, Begeisterung, Vaterlandsliebe, Aufopferung — das sind Alles Nebensachen; ohne dreijährige Dienstzeit ist das Alles vergebens. So decretirt die „Kreuzzeitung." Je länger die Soldaten dienen, um so unbesiegbarer wird die Armee; die Russen würden also diejenigen sein, welche gar nicht zu besiegen wären. Der Krimkrieg ist natürlich auch schon antiquirt.

Aus dem großen Eifer, mit welchem die „Kreuzztg." für die dreijährige Dienstzeit eintritt, möchten wir beinahe schließen, daß eine Art Concession im Werke ist und zwar in der Weise, wie uns im Morgenbl. telegr. gemeldet wurde, daß nämlich die dreijährige Dienstzeit gesetzlich bliebe, aber factisch durch Beurlaubungen nach zweijähriger resp. dritthalbjähriger Dienstzeit nach Maßgabe der Ausbildung geringer würde. In der Sache nämlich ist der „Kreuzztg." die Frage: ob zwei- oder dreijährige Dienstzeit? ganz gleichgiltig; ihr und ihrer Partei kommt es einzig und allein darauf an, die Ausgleichung und Versöhnung zu verhindern, daher ihr Eifer gegen jede, sei es auch die geringste Concession.

Die „Prov.-Corresp." macht sich einen andern Spaß. Sie glaubt nämlich ihren Lesern, von deren Auffassungsgabe sie freilich einen außerordentlich geringen Begriff haben muß, vorspiegeln zu können, der liberalen Partei sei die „zu gute Finanzlage" Preußens ärgerlich. Ach nein, mit der guten Finanzlage Preußens ist alle Welt einverstanden, die Liberalen wie die Conservativen; daß aber die Liberalen auf die „zu gute Finanzlage" die von selbst sich ergebenden Anträge auf Steuermäßigung begründen, das ist es eigentlich, was die „Prov.-Corresp." ärgerlich findet.

Ueber die Beziehungen zwischen **Oesterreich und Preußen** bringt die „Karlsr. Ztg." eine interessante Corresp. aus Wien, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Allem Anscheine nach — schreibt das offiziöse Blatt der baden'schen Regierung — dürfte die Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen in der Herzogthümerfrage keineswegs in so weite Ferne gerückt sein, als allerdings einzelne Anzeichen sonst anzunehmen gestatten möchten. Oesterreich — das ist das Ergebniß der Informationen, die wir mit Sorgfalt darüber zu sammeln bemüht gewesen — Oesterreich erkennt an, daß die geographische Lage Preußens, weil sie ihm in erster Linie die Pflicht

---

Eine „Catilinarische Existenz".

Roman von Th. König.

Theil II.

Kapitel 3.

(Fortsetzung.)

„Eher könnt' ich speculiren darauf, daß Sie müssen gewinnen das große Loos. Weiß ich doch, wie Sie stehen mit der großen Firma, und daß die Firma nichts thut ohne den Disponenten, und daß Sie in dem Disponenten einen Feind haben, der — der — Sie noch heute verfolgt."

„So wie ich ihn!" — rief Emil mit leidenschaftlicher Energie — „Und ich sage Ihnen, Lazarus, ich werde diesen nichtswürdigen Schuft schon noch entlarven und seine abscheulichen Pläne an das Tageslicht bringen. Lassen Sie mich nur erst eine achtungswerthe Position im Leben gewinnen, so daß ich den Verwandten mit Ehren unter die Augen treten kann, dann werd' ich — das ist nun fest beschlossen — die unerklärliche Kluft, die sich zwischen ihnen und mir gebildet, überspringen, und vielleicht wird es mir dann noch gelingen, das höllische Gewebe von List und Schurkerei, in welches dieser Mensch sie verstrickt hat, zu zerreißen!"

Lazarus war erschrocken und unruhig geworden. „Was wissen Sie von Scharf?" — fragte er ängstlich — „Was können Sie ihm nachsagen und beweisen? Ich weiß, daß er ist ein listiger Mann, daß er schadet einem Feinde, wo er kann, daß man nicht trauen soll seinem Lächeln und seiner Demuth. Aber er hat gehoben in die Höh' die Firma und ist ein großer Geschäftsmann und treuer Diener des Hauses Leithold. Und wenn Herr Leithold würd' durchsuchen ganz Berlin, er könnt' nicht finden einen zweiten, wie Scharf. Und Scharf soll anklopfen bei den ersten Häusern von Berlin, Danzig, Stettin, man wird ihn heißen willkommen. Gewebe von List und Schurkerei? Wie heißt? Er soll gewesen sein listig und tückisch gegen Sie, ich will's glauben, aber wenn Sie denken, daß er ist falsch und untreu in seinem Amt und hätt' je die Firma Leithold um einen Pfennig gebracht, so thun Sie ihm Unrecht, bei Gott!"

„Und ich sag' Ihnen" — versetzte Emil im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung — „daß dieser Mensch das verrätherischste Wesen ist, welches jemals blindes Vertrauen getäuscht und Verderben über Diejenigen gebracht hat, welche es mit Wohlwollen überschütteten! Beweise, überzeugend für den Richter, hab' ich noch nicht; aber vielleicht find' ich sie noch, und dann wehe ihm! Doch was kümmert Sie dieser Mensch? Kommen wir auf unser Geschäft zurück. Wann kann ich das Geld bekommen?

„Morgen Mittag" — sagte Lazarus zerstreut.

Nach einigen freundlichen Abschiedsworten verließ Emil, von Lazarus begleitet, das kleine Gemach. An der Thür des Ladens stand er plötzlich wie an den Boden genietet und rief, auf einen vorüberrollenden Wagen deutend: „Lazarus, Sie kennen alle Welt in Berlin. Wer ist dieser kleine, dicke Herr mit der Brille?"

„Den kennen Sie nicht?" — versetzte Lazarus verwundert; dann nach kurzer Pause fuhr er fort: „Sehen Sie, der Mann fährt mit dem Börsenkönige Telecchi in einem Wagen und ist vornehm und angesehen; und doch schlüg' sich Lazarus Schück in's Gesicht und spuckte aus vor sich selber, wenn er sich sagen müßt', so schlecht zu sein, wie dieser Mann! Anfangs ist er gewesen Agent und Gütermäkler und Spieler von Profession; und weil er hat unter einer Decke gesteckt mit dem Generalbevollmächtigten eines Grafen und sie haben zusammen verkauft die Herrschaft des Grafen und viele tausend Thaler unterschlagen, sind sie Beide verurtheilt worden zu zwei Jahren Gefängniß. Der Agent aber ist begnadigt worden. Er hat auch noch getrieben ein anderes Geschäft, was ihm die hohen Gönner verschafft. Wenn hat ein hoher Herr geworfen ein Auge auf eine Schauspielerin oder Tänzerin, ist er gewesen der Vermittler. Wenn hat ein vornehmer Herr Moneten gebraucht, hat er geschafft Rath, mit 30, mit 40 Prozent! Und bei den letzten Wahlen ist er gelaufen von Haus zu Haus und hat geworben für die Reaction mit Bestechung und Drohung und allen Künsten. Und wo geschieht eine große, vornehme Gaunerei, da hat er im Spiele die Hand. Und doch ist er vor der Welt ein angesehener Mann, Lazarus Schück aber der Gauner!"

Als Lazarus innehielt, fuhr Emil wie aus einem Traume empor. „Gut, gut. Also morgen Mittag!" Mit diesen Worten verließ er den Laden des Juden.

Sein Geist war erschüttert von einer seltsamen Ahnung: Der Crösus, welcher den durchtriebenen Agenten zu dem Bekehrungswerke gedungen, war Telecchi! Telecchi wünschte, ihn (Emil) zu erkaufen und zum Apostaten zu machen! Zu welchem Zwecke? Um ihn zu entehren in den Augen Margaretens! Der Wüstling hatte also seine Absichten auf Margarete immer noch nicht aufgegeben und hielt ihn für den Stein des Anstoßes, welchen er aus dem Wege räumen müsse. Telecchi hatte also die Ueberzeugung gewonnen, daß er (Emil) eine Stelle in Margaretens Herzen einnehme und daraus nur zu verdrängen sei, wenn sich der Beweis der Ehrlosigkeit gegen ihn führen lasse!

Sein Herz jubelte auf in unaussprechlichem Entzücken. Sein Auge leuchtete wie das eines Helden in der Siegesstunde. All' seine verzehrende Glut für das stolze, edle Mädchen, sein Idol, für welches er sich so freudig in jedes kühnste Wagniß gestürzt hätte, wogte jetzt in ihm auf und durchströmte ihm Leib und Seele. O, hätte er hineilen dürfen zu ihr und zu ihren Füßen aus ihrem Munde vernehmen können, daß er sich nicht täusche! Aber nein! Erst mußte er wieder in einem Berufe stehen und einer achtungswerthen und heilsamen Thätigkeit sich rühmen können. Erst mußte er im Stande sein, ihr den Beweis zu liefern, daß er, trotz Irrthümern und Thorheiten, treu geblieben sei den Grundsätzen, welche sie sich in edler Gemeinschaft gebildet hatten, und dem Ziele, zu welchem sie ihn so oft ermuthigt hatte.

Als er heimkehrte, traf er vor seiner Thür eine hohe männliche Gestalt, an den Pfosten gelehnt, unbeweglich wie ein Bild von Erz.

„Krüger!" — rief er erstaunt.

„Ich befinde mich heut schon zum dritten Mal hier" — antwortete Albert mit dumpfer Stimme — „Diesmal war ich entschlossen, Sie zu erwarten, und hätt' ich bis Mitternacht hier stehen sollen."

„Mein Gott, welcher Ton, welche Miene! Ist eine meiner schlimmen Befürchtungen schon eingetroffen?"

„Alle, alle!" — antwortete Albert mit dumpfer Stimme, während er durch die von Emil geöffnete Thür schritt.

Kapitel 4.

Toni saß bei Lampenschimmer und weinte.

Sie war allein. Die Hände wie zum Gebet gefaltet, das thränenvolle Auge nach der Decke gerichtet, schien sie den Herrn des Himmels um Rath und Hilfe zu flehen.

Ein Klopfen an der Thür erschreckte sie. Mit bebender Stimme und erbleichenden Wangen flüsterte sie ein fast unhörbares „Herein".

Albert Krüger trat ein. Auch sein Gesicht war bleich. Eine finstere Wolke lagerte auf seiner Stirn, seine Züge beherrschte ein fester und zugleich schmerzlicher Entschluß; der Ton, in welchem er sie begrüßte, klang fast rauh; nur der Blick, mit welchem er die Thränen in ihren Augen betrachtete, verrieth, daß er auch mit weichen und zärtlichen Empfindungen zu ihr kam.

Sie erhob sich und stotterte mit purpurner Wange: „Mein Bruder ist verreist ... Ich glaube nach Stettin ..."

„Ich weiß es" — antwortete er — „und eben darum bin ich heut gerade gekommen."

Er hätte hören können, wie ihr kleines Herz hämmerte, und sehen an der wogenden Brust, wie ihre Pulse flogen.

Er setzte sich ihr gegenüber an den Tisch, blickte

zuweist, den Schutz des deutschen Nordens zu übernehmen, ihm berechtigte Ansprüche auf eine bevorzugte Stellung in diesem Norden giebt. Man scheint in Wien von dem Grundsatze auszugehen, daß, gleichwie Oesterreich eine deutsche Mission durch Beherrschung des einzigen Meeres erfüllt, welches Deutschland im Süden besitzt, der Adria, so auch Preußen in der Erfüllung einer deutschen Mission begriffen ist, wenn es die Meere des deutschen Nordens sich unterthan macht und zumal jetzt in den Herzogthümern einen starken Stützpunkt für diese Mission zu gewinnen sucht, daß, mit anderen Worten, die Stellung Preußens in der Ost- und Nordsee, gleich der Stellung Oesterreichs im adriatischen Meere, gleichzeitig wesentlich ein deutsches Interesse constituirt. Dies vorausgeschickt, ergiebt sich von selbst (?), daß Oesterreich jene Ansprüche Preußens, welche sich als die unerläßliche Voraussetzung der Möglichkeit seiner Schutzpflicht im Norden darstellen, nicht bloß unterstützen wird, sondern sie zu unterstützen sich verpflichtet erachtet; und demgemäß sind denn auch die Schritte berechnet, welche den Mittelstaaten gegenüber bereits eingeleitet worden, und welche im Allgemeinen einer einsichtsvollen Würdigung derselben begegnen. Aber freilich weist der Charakter der österreichischen Politik auf der andern Seite jeden Verdacht ab, als könne sie zu Combinationen ihre Zustimmung geben, welche einer bundesmäßigen und somit rechtlichen Unterlage entbehren würden. Nicht die Interessen Preußens, sondern die Interessen Deutschlands sind es, welche fort und fort für ihre Entschließungen maßgebend sein werden, und wo etwa diese Interessen nicht zusammenfallen sollten, wird sie keinen Augenblick anstehen, offen und nachdrücklich für die ersteren (soll wohl heißen: für die letzteren) einzutreten."

In Turin dauern die beklagenswerthen Demonstrationen, zu denen die Annahme des Ricasoli'schen Antrages in der Deputirtenkammer den nächsten Anstoß gegeben hat, fort. Ein Plakat des Mazzini'schen Comite's hatte dazu aufgefordert, den Präfecten, die höheren Offiziere der Nationalgarde, sowie diejenigen Stadträthe Turin's und solche Deputirte auszupfeifen, die auf dem Hofballe erschienen seien. Welchen Erfolg diese Aufforderung leider gehabt hat, darüber berichten wir unten. Das Ministerium befindet sich offenbar in einer höchst eigenthümlichen Lage, da gerade diejenigen Blätter, welche es gegen die zu Minghetti und Peruzzi haltende Majorität stützen, den Kundgebungen das Wort reden. Auf Andrängen des Ministers des Innern, Lanza, haben diese Blätter zwar in allgemeinen Ausdrücken die Bevölkerung Turin's ermahnt, sich einer ruhigen Haltung zu befleißigen. Dicht daneben jedoch haben sie Artikel veröffentlicht, welche das Uebel womöglich noch ärger machten. Was die Tumultuanten betrifft, so waren es bisher meist Studenten, fremde Arbeiter und ein Schwarm neugieriger Müssiggänger, während, wie wir schon früher hervorgehoben, haben, die eigentliche turiner Bevölkerung keinen Theil an den Demonstrationen nahm. Eine sehr traurige Folge der letzteren ist der Umstand, daß mehrere Deputirte sie als Vorwand zu ihrer Abreise von Turin gebraucht haben. Man erklärte, unter solchen Umständen könne man im Parlamente nicht mehr mit Ruhe berathen, man sehe sich Insulten ausgesetzt (wie dies den Herren Minghetti und Peruzzi allerdings widerfahren ist), man habe ohnedies kein Vertrauen zu dem gegenwärtigen Ministerium u. s. w. In Folge davon hat sich der Präsident der Kammer, Cassinis, zu dem Rundschreiben an die Präfecten veranlaßt, welches wir im heutigen Mittagblatte mitgetheilt haben. Nicht mit Unrecht ist man der Ansicht, daß es die höchste Zeit sei, diese parlamentarischen Drohnen zu entlassen und eine kräftigere und ausdauerndere Volksvertretung zu schaffen. Auf die neuen Wahlen wird jener merkwürdige Aufruf nicht ohne Einfluß bleiben. Im höchsten Grade bedauernswerth ist es aber, daß die Kammer in ihrer Thätigkeit gerade in einem Augenblicke unterbrochen ward, wo sie in das wichtigste Stadium ihrer Arbeiten eintrat. Sie hatte nämlich, wie man sich erinnern wird, die Discussion über die Erhebung der directen Steuern beendigt und begann die Berathung des Gesetzentwurfs, betreffend die ministerielle Vollmacht, eine Anzahl von Gesetzen zur Ausführung bringen zu dürfen. Die Gesetze, um die es sich besonders handelt, sind folgende: 1) das Provinzial- und Communalgesetz; 2) Gesetz über die öffentliche Sicherheit; 3) Gesetz über das Sanitätswesen; 4) Gesetz, den Staatsrath betreffend; 5) Gesetz über die administrative Gerichtsbarkeit; 6) Gesetz über öffentliche Bauten. Alle diese Gesetzentwürfe sind seit längerer Zeit sorgfältig vorbereitet; der Commissionsbericht liegt bereits fertig vor, und sie dürften, wenn en bloc eingebracht, auch en bloc votirt werden, ohne daß deshalb von einem leichtfertigen oder übereilten Verfahren die Rede sein könnte. Hiernach ist das ungünstige Urtheil, welches über die Deputirten, die sich der pflichtmäßigen Erledigung ihrer Aufgabe entzogen, fast überall laut wird, allerdings sehr begreiflich; noch mehr aber das auch von uns vollständig getheilte Bedauern über jene Demonstrationen, durch welche das Werk der inneren Befreiung Italiens offenbar nur gehemmt wird, und auf welche nur die Feinde Italiens mit einer gewissen Art von Genugthuung hinblicken können.

In Frankreich indeß, wie wir schon hier glauben hinzufügen zu müssen, legt man den Vorgängen in Turin keine große Bedeutung bei, da die Regierung die Gewißheit erlangt hat, daß Garibaldi die Insel Caprera nicht verlassen wird. — Die Unruhen in Sicilien werden hervorgerufen durch die Frage wegen der Kirchengüter. Eine starke Partei verlangt, daß der Erlös aus dem Verkaufe der Insel und nicht dem ganzen Staate zu Gute komme, während die Einheitspartei dem Gesetzesvorschlage Vacca's zustimmt. — Die Auslieferung der Gefangenen von Seiten der päpstlichen an die italienische Regierung ist jetzt beendigt. Die Gesammtzahl der Ausgelieferten beträgt 580. — Was die römische Staatsschuld betrifft, so ist der Papst entschlossen, keinen Heller davon auf das Königreich Italien zu übertragen. Das Defizit in dem päpstlichen Budget beläuft sich auf 5 Mill. römische Thaler (etwa 30 Mill. Frcs.); der Papst hofft diese Summen durch den Peterspfennig, die Einnahmen aus dem Jubiläum und einige andere außerordentliche Hilfsquellen aufzubringen.

Ueber die Verhandlungen, welche in jüngster Zeit, trotzdem man sie in Abrede gestellt, zwischen **Frankreich** und Rom wirklich stattgehabt haben, berichten wir unter „Paris." Allerdings ist Herr v. Sartiges nicht beauftragt gewesen, dem Cardinal-Staatssecretär eine „Note" zu überreichen; vielmehr hat das Schreiben des Herrn Drouyn de Lhuys eine streng vertrauliche Form affectirt; indeß beruht doch das ganze Dementi, welches die officiöse Mittheilung des „Constitutionnel" darüber enthielt, auf weiter nichts, wie man sieht, als auf einer Wortklauberei, die von dem Telegramm-Style Nutzen zieht. — Unsere, den unentgeltlichen Unterricht betreffende Mittheilung im heutigen Mittagblatte haben wir dahin zu ergänzen, daß anstatt des von der Regierung verworfenen Projects des obligatorischen Unterrichts dem Staatsrath nun ein Gesetzentwurf in Betreff des unentgeltlichen Unterrichts vorgelegt werden soll, dem zufolge nur die notorisch unbemittelten Familien auf freien Unterricht Anspruch machen können. — Was endlich die einmal unvermeidliche „religiöse" Frage betrifft, so versichert man, die Cardinäle seien fest entschlossen, dieselbe im Senat zur Verhandlung zu bringen. Man hat einen Augenblick versucht, die Eminenzen von diesem Beschlusse abzubringen, indem man ihnen versprochen haben soll, die Eröffnungsrede würde den durch die päpstliche Encyklica hervorgerufenen Streit ganz unerwähnt lassen. Dieser Vergleich wird jedoch zurückgewiesen werden; vielleicht hängt es mit diesem Fehlschlagen zusammen, daß man neuerdings wichtige Maßnahmen von Seiten der Regierung in Aussicht stellt. Es heißt, der Kaiser werde den geheimen Rath, den Ministerrath und den Staatsrath in Erwägung ziehen lassen, ob es nicht angemessen wäre, das Verhältniß zwischen Kirche und Staat durch einen Senatsbeschluß neu zu regeln. So heißt es; indeß sagt man sich freilich nicht minder, daß so entschiedene Maßregeln der Haltung des Kaisers nicht ganz entsprechen würden. Daß die Rede den Vertrag vom 15. Septbr. als einen im Interesse des Papstthums wie Italiens geschehenen Fortschritt proclamiren werde, hält man für gewiß. Die widersprechenden Aeußerungen, die über die bevorstehende Rede des Kaisers geschehen, liefern den besten Beweis, daß man darüber etwas Genaues — noch nicht weiß.

Die englischen Blätter besprechen die jüngsten Erfolge der unionistischen Waffen. Am bedeutsamsten für die öffentliche Meinung ist das Urtheil der „Times", welches wir unter „London" mitgetheilt haben. Wie man daraus ersieht, giebt sich dies sonst dem Süden stets günstig gewesene Organ keiner Täuschung über die Thatsachen mehr hin, sondern erkennt vielmehr die ungeheure Wichtigkeit des letzten Schlages, der die Conföderirten getroffen hat, vollständig an und läßt der Energie des washingtoner Cabinets volle Gerechtigkeit wiederfahren. Auch die „Post" erkennt zwar die Solidität des von den Nordstaatlichen errungenen Sieges an, aber sie findet es merkwürdig, daß der Norden gerade im Augenblick, da ihm das Kriegsglück lächelt, Versuche zu einer Beilegung des Streites mache. Die „Post" scheint überzeugt, daß die Initiative der Friedensunterhandlung vom washingtoner Cabinet ausgehe. — Der „Daily-Telegraph" nimmt an, daß es dem Süden mit einem Friedensversuch jetzt ernst sei. Präsident Davis denke mit Recht, daß die conföderirten Staaten Aussicht auf bessere Bedingungen haben, so lange Richmond noch nicht genommen ist und eine conföderirte Armee noch im Felde steht, als vielleicht später. — Der „Herald", der in seinem Artikel über den Inhalt der amerikanischen Post weder den Namen Wilmington noch den Namen Fisher nennt, beschäftigt sich nur mit den Gerüchten über die Friedensunterhandlung und ist der Ansicht, daß der Präsident Lincoln persönliche Gründe habe, einen baldigen Friedensschluß zu wünschen. „Er sei auf vier Jahre wieder erwählt worden, und habe damit das äußerste Ziel seiner Wünsche erreicht. Mehr könnte er durch eine hartnäckige Fortführung des Krieges ohnehin nicht erlangen." — Sprechen sich nun die Blätter, die sich vom Anfange des amerikanischen Krieges an durch entschiedene und leidenschaftliche Parteinahme für den Süden bemerklich gemacht haben, schon so aus, so versteht es sich gewissermaßen von selbst, daß die beiden Tageblätter, die eben so eifrig mit dem Norden sympathisiren, „Daily News" und „Star", in der gehobensten Stimmung sind. — Der „Globe" geht in seinem Urtheile über den Werth des von den Nordstaatlichen gewonnenen Vortheils weiter als die „Times". Er weist nach, daß die Einnahme des Forts Fisher und der den Fluß beherrschenden Landspitze an sich schon jedem Blokadebrecher den Wasserweg nach Wilmington unbedingt verrammelt. Mit der Bedeutung Wilmington's für den Süden sei es zu Ende. — Was die im Gange befindlichen Friedensverhandlungen zwischen der Union und den Conföderirten betrifft, so verspricht man sich vor der Hand von ihnen noch keinen Erfolg, denn der Süden hat noch die Anmaßung, eine Wiederherstellung der Union verweigern zu wollen. Dagegen werden als die Bedingungen, welche Lincoln dem Unterhändler Blair mitgegeben, und die er für unerläßlich bezeichnet, folgende drei aufgeführt: 1) volle Amnestie, selbst Jefferson Davis einbegriffen; 2) die Union, wie sie war, und die Verfassung, wie sie jetzt besteht, also mit den seit dem Ausbruch des Bürgerkrieges vorgenommenen Aenderungen; 3) Abschaffung der Sklaverei. Davon, so wird versichert, werde Lincoln nicht um ein Jota abgehen. Auch sind förmliche Anträge, mit den Gegnern in offene Unterhandlung zu treten, sowohl in der virginier Legislatur zu Richmond, als in dem Congresse zu Washington verworfen worden. Die Ereignisse müssen vorerst sich noch etwas weiter entwickeln.

Die Nachrichten aus **Mexico**, welche wir im gestrigen und heutigen Mittagblatte mitgetheilt haben, sind in sofern überraschend, als ihnen zufolge der Kaiser dem Clerus gegenüber eine Energie an den Tag gelegt hat, die man ihm kaum zugetraut hätte. Die clericale Partei sieht sich in Folge der neuesten Anordnungen den ganzen Vortheil entgehen, den sie sich von den Intriguen gegen Juarez, die ganz besonders von ihr ausgingen, versprochen hatte. Was den römischen Hof betrifft, so wird demselben nichts weiter übrig bleiben, als die kaiserlichen Entscheidungen entweder anzunehmen oder schlechthin zu verwerfen. Derselbe hat aber sicher kein Recht, sich über eine Sachlage zu beklagen, die er selbst herbeigeführt hat. Ehe der Kaiser Maximilian nach Mexico ging, verhandelte er persönlich mit dem Papste, und konnte wohl erwarten, daß der Nuntius Vollmachten mitbringen werde, um die Sache zu Ende zu führen. Da das nicht der Fall war, so ließ sich daraus schließen, daß die Absichten des päpstlichen Stuhles wenig aufrichtig und versöhnlich seien, und dem Kaiser blieb nichts weiter übrig, als dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln. Der Clerus ist natürlich über diesen Ausgang der französischen Intervention in hohem Grade mißgestimmt; eine Demonstration, welche dem Nuntius Muth einsprechen sollte, ist, bevor sie zur Ausführung gelangte, vereitelt worden; der Erzbischof von Mexico, in dessen Palast diese Intrigue angesponnen wurde, erhielt eine Verwarnung, und sein Sekretär wurde aus der Stadt ausgewiesen. Man sprach sogar bereits von einer Pilgerreise, welche Msgr. Munguia nach Rom antreten würde. Miramon würde nach Berlin geschickt werden, um das preußische Artilleriewesen zu studiren.

Preußen.

⊙ **Berlin,** 2. Febr. [Die schleswig-holsteinische Flagge. — Oesterreichische Stimmen für die preuß. Annexion. — Die kölner Erzbischofswahl. — Ein Irrthum des „Journals des Debats."] Die Civilcommissarien in den Herzogthümern haben jetzt den Vorschlag zu einer gemeinsamen interimistischen Flagge für Schleswig und Holstein hierher gesandt, und unsere Regierung verhandelt nun mit dem wiener Kabinet über Annahme derselben. Von dieser Annahme bis zu der Frage, welche Rechte diese Flagge den unter derselben fahrenden Schiffen gewähren würde, ist aber ein gewaltiger Schritt; wird die Flagge jetzt angenommen, so werden Diejenigen, welche sich ihrer bedienen, in allen Häfen, wohin sie kommen, nur als Schiffe eines Staates, mit dem noch keine Verträge bestehen, behandelt werden, und erst die darauf folgenden Verhandlungen der beiden deutschen Großmächte mit den anderen Staaten müssen ergeben, ob die Schiffe der Herzogthümer diejenigen Rechte haben sollen, welche sie unter dänischer Flagge gehabt, oder unter preußischer oder unter österreichischer haben würden. — Da wir gerade von den Herzogthümern reden, so wollen wir die bedeutsame Thatsache erwähnen, daß jetzt auch Stimmen in der österreichischen Presse sich für die Annexion durch Preußen aussprechen. Die „Linzer Zeitung" widmet nämlich dieser Frage 2 Artikel, in denen sie auseinandersetzt, daß der Augustenburger durchaus nicht im Stande sein würde, selbstständig und mit eigenen Mitteln sein Land gegen die mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als bevorstehend anzusehenden Wiedereroberungsversuche Dänemarks zu schützen, und würde auf diese Weise der Besitz der beiden Herzogthümer, welche für Deutschland nicht nur von größtem Werthe, sondern geradezu unentbehrlich sind, im höchsten Grade gefährdet sein. Preußen dagegen, welches ein gleich großes Interesse als Deutschland selbst daran habe, daß diese Länder nicht wieder verloren gehen, würde nicht allein den festen Willen haben, sie gegen jeden Angriff zu schützen, sondern auch vollkommen im Stande sein, dies mit Erfolg zu thun. — Ueber die kölner Erzbischofswahl sind verschiedene unrichtige Mittheilungen in der Presse verbreitet; es ist die Rede dabei von ernsten Differenzen zwischen Preußen und dem römischen Stuhl, welche bis zu einem Ultimatum geführt haben sollen. Doch aber sind beide Regierungen in der Hauptfrage, der Devolutionsfrage, dahin vollkommen einig, daß die Devolution nun fällig ist, d. h. daß die Wahl dem römischen Stuhle zukommt. Höchstens also könnte noch von einer Differenz zwischen diesem und dem kölnischen Domkapitel die Rede sein, welches durch die Präsentation sich noch einen Einfluß auf die Wahl zu bewahren wünscht. Da man also in den bestim-

---

sie eine Weile stumm an, und seine düsteren Züge heiterten sich auf, wie er sie ringen sah mit ihrem aus dem Auge strahlenden Gefühle.

Endlich hob er an: „Seltsame, schreckliche Verhältnisse zwingen mich, gewisse Rücksichten des guten Tons bei Seite zu setzen und durch kühne, rückhaltlose Offenheit eine Frage, welche für mich Lebensfrage geworden, zur Entscheidung zu bringen.. Ich bin zu erregt und wohl auch ein zu schlichter Naturmensch, um eine der Zartheit und dem Ernst der Sache ganz entsprechende Form für meine Erklärung zu finden Ueben Sie deshalb Nachsicht mit mir!"

Er hielt eine Weile inne und schien nach Fassung zu ringen.

Dann fuhr er fort: „Kurz bevor ich zum ersten Male dieses Zimmer betrat, war mein Herz von einer Leidenschaft entflammt, von welcher ich glaubte, daß sie nur mit meinem Leben verlöschen würde. Hindernisse, welche mir die umgebende Welt entgegenstellte, bestimmten mich zur Entsagung. Noch ganz erfüllt vom Schmerze dieser Entsagung, sah ich Sie, und Ihr Anblick besänftigte wie ein Zauber diesen Schmerz. Arglos gab ich mich dem Einflusse, welchen Sie auf mich übten, hin. Sie waren die Braut eines Andern, und da mich dies Bewußtsein völlig ruhig ließ, so mußte ich das selige Behagen, welches ich in Ihrer Nähe empfand, für den Ausfluß einer brüderlichen Zuneigung, einer Freundschaft halten."

Durch eine zustimmende Bewegung, welche sie unwillkürlich mit dem Haupte machte, schien sie auszudrücken: „So ging es auch mir!"

„Doch nein!" — fuhr er nach einer Pause fort — „Ich will den Selbstbetrug nicht auch noch heut, nicht Ihnen gegenüber fortsetzen. Bei größerer Selbstprüfung und Strenge gegen mich hätte ich wohl den wahren Charakter des mich ergreifenden Gefühls entdecken müssen: Eine dunkle, unerklärliche Ahnung flüsterte mir zu, daß Sie sich über Ihre Zusammengehörigkeit mit Kleinert getäuscht hätten, so wie meine frühere Leidenschaft eine Täuschung gewesen; und diese Ahnung erweckte eine leise Hoffnung in mir, die mich entzückte, obwohl ich nicht den Muth hatte, sie mir einzugestehen.

Wie sich diese Ahnung allmählich zur festen Ueberzeugung in mir entwickelte, wie meine Hoffnung immer lebendiger, bestimmter und kühner wurde, wie die Zuneigung, welche ich für Freundschaft gehalten, immer deutlicher die Symptome eines anderen, glühenden Gefühles verrieth, wie ich mit diesem Gefühle kämpfte und rang und dabei seine Gewalt immer tiefer empfand; erlassen Sie mir zu beschreiben. Alles in einem Worte zusammengefaßt: Ich liebe Sie, Toni! Ich liebe Sie mit einem innigen, mich ganz beherrschenden und beseligenden Gefühl, welches mir beweist, daß sich mein Gemüth diesmal nicht täuscht. Und ich bitte Sie, mir nach diesem Geständniß offen und gewissenhaft zu sagen, ob auch Sie in meiner Nähe den geheimen Anklang der Seele empfunden haben, ob auch Ihnen ein allmächtiger Zug des Herzens sagt, daß wir zusammengehören."

Purpurgluth bedeckte ihr liebliches Gesicht; sie blickte ihn eine Weile mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Seligkeit an. Darauf wich die Farbe von ihren Wangen, und mit gefalteten Händen und gesenktem Blick sprach sie leise: „Ja, ich liebe Sie auch! Aber die Seligkeit, mit welcher ich dies Geständniß mache, wird getrübt durch einen Vorwurf, der an meinem Herzen nagt. Auch ich habe mich früher über eine ernste Neigung getäuscht, und, befangen von dieser Täuschung, einem Manne treue Liebe gelobt. Ich habe die Treue gebrochen! Ich habe vielleicht ein Lebensglück zerstört!"

„Nein, Toni, Sie haben kein Lebensglück zerstört!" — versetzte Albert mit schwermüthigem Lächeln — „Wenn Sie zurückdenken an die Kälte, den Uebermuth und die herzlose Rohheit, mit denen Kleinert Ihre Neigung vergolten, wenn Sie sich daran erinnern, wie oft er Sie in Ihren heiligsten Empfindungen verletzt, wie geflissentlich er Ihre Illusionen zerstört, wie er Sie von sich gestoßen hat; so müssen Sie es empfinden mit untrüglicher Gewißheit, daß dieser Mensch Sie niemals geliebt hat!"

„Aber jetzt?" — sagte Toni, während heiße Thränen über ihre Wangen rollten — „Seine Trauer ist so tief und aufrichtig!"

„Seine Trauer ist der Ausfluß verletzter Eitelkeit. Ich betheuere Ihnen mit meinem Manneswort, Toni, daß Sie Kleinert auch jetzt nicht liebt, daß seine oberflächliche, gehaltlose Natur einer wahren, innigen Liebe nicht fähig ist. Die Treue, die Sie ihm gelobt, war dem Manne gelobt, der Ihr hingebendes Selbst verdoppelt an Sie zurückzugeben versprach. Die erste Täuschung ging also aus von ihm, und die Schuld der späteren Entzweiung fällt ihm allein zur Last. Nein, Toni, nicht der Schatten eines Vorwurfs hat ein Recht, beunruhigend in Ihre Seele einzudringen. Und wenn zwischen uns und unserem Glücke nichts anderes, als dieses edelmüthige Bedenken stände, ich würde hier nicht so kalt und ruhig sitzen. Ich würde" — fuhr er mit flammendem Blicke fort — „zu Deinen Füßen niederknien, Toni, Deine Knie umfassen und mein glühendes Gesicht in Deinen Schooß drücken!"

Wieder flammte die Purpurröthe auf ihren Wangen, die knospende Brust wogte, aus ihren Augen leuchtete unnennbares Entzücken.

Darauf aber, wie sie seine Züge sich plötzlich verdüstern sah, erbleichte sie wieder und rief: „O, mein Gott, was meinen Sie? Was bedroht uns? Wer steht denn zwischen uns und — unserem Glücke?"

„Ein schlechter Mensch, Toni!" — antwortete Albert mit gedämpfter Stimme — „Ein Nichtswürdiger, welcher verbrecherische Pläne schmiedet und auf den schwärzesten Verrath sinnt, ein Ungeheuer, welches wahrscheinlich selbst unsere Liebe benützen will, um sich ein gefüges oder stummes Werkzeug seiner Arglist zu schaffen.

Und wenn die abscheulichen Pläne dieses Menschen gelingen sollten, so trage ich einen Theil der Schuld. Denn ich habe mich durch seine heuchlerische Demuth und durch sein verschlagenes Wesen verblenden lassen, trotzdem daß ich vor ihm gewarnt, und seine Pläne mir vor langer Zeit schon enthüllt wurden. Hätte ich die Mahnungen und Bitten des Warners beherzigt, ich wäre vielleicht im Stande gewesen, dem Verrathe vorzubeugen und den Schurken zu entlarven. Mir bleibt nur eine tröstende Hoffnung: daß es vielleicht noch nicht zu spät ist, oder daß, wenn dem Verrath nicht mehr vorzubeugen ist, es mir doch noch gelingen kann, den Verräther zu überführen.

Und dieser heuchlerische Schurke, dieser abscheuliche Verräther, dieses Ungeheuer, welches zu entlarven, unschädlich zu machen und seiner wohlverdienten Strafe zu überliefern, fortan die ernsteste Aufgabe meines Lebens sein wird, ist Dein Bruder, Toni!"

Sie gab keinen Laut von sich. Sie sah ihn nur mit großen Augen und geisterhafter Blässe an und drückte die gefalteten Hände gegen die Brust.

Nur durch eine ungeheuere Anstrengung gelang es Albert, sich beim Anblick dieses erschütternden Schmerzes zu beherrschen.

Sie saßen eine lange Weile, Aug' in Auge, stumm unbeweglich.

Endlich nahm er wieder das Wort: „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen, um dem Manne seiner Liebe anzuhangen.

Wenn Du nun zu wählen hast zwischen dem Bruder und mir, Toni, auf welche Seite wirst Du treten?"

Ein Schauder schien ihren Körper zu durchrieseln, dann sanken ihr die Arme schlaff zur Seite nieder, und ihre Augenlider senkten sich schwer herab.

Albert sprang empor und stürzte zu ihr hin. Er umschlang sie mit seinen Armen und trug sie nach dem Sopha. Er bedeckte ihre kalten Hände mit Küssen und rief ihren Namen mit versagender Stimme.

Endlich belebte ihr starrer Körper sich wieder. Sie schlug die Augen zu ihm auf und blickte ihn zugleich mit dem Ausdruck unendlicher Liebe und bitterlichen Schmerzes an. Dann lispelte sie: „Ich habe nur noch Dich auf der Welt! Mein Glauben und Hoffen wurzelt in Dir! O, verlass' mich nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

menden Kreisen über die Formfrage einig ist, so wird man sich wohl auch ohne besondere Schwierigkeiten über die Personenfrage verständigen. — Dem „Journal des Debats“ ist ein komischer Irrthum begegnet, welcher einmal wieder Zeugniß von der großen Unkenntniß und Leichtfertigkeit giebt, womit man jenseits des Rheines die deutschen Verhältnisse behandelt. Indem das Blatt nämlich die Stellung Oesterreichs und Preußens zu einander bespricht, und meint, die Grundlage derselben sei das persönliche Einverständniß beider Monarchen, welches auch die Haltung der Minister bestimme, führt es diejenigen Gedanken als gemeinsam auf, welche den österreichischen Reformbestrebungen des Jahres 1863 zu Grunde gelegen, und welchen Preußen damals so entschiedenen Widerspruch entgegengesetzt. Nun ist es aber nicht wahrscheinlich, daß sich seitdem die Ansichten unserer Regierung bezüglich der Bundesreform geändert haben sollten. Wenn aber der Artikel hinzufügt, Hr. v. Bismarck habe Zugeständnisse in der Herzogthümer-Frage verlangt und Oesterreich fordere als Aequivalent dafür die Garantie seiner sämmtlichen Staaten durch Preußen und den Bund, so ist dem gar kein Gewicht beizulegen, es sind eben nur Phantasien eines Correspondenten, denen schwerlich irgend ein officiöser Inhalt zu Grunde liegen dürfte.

** **Berlin,** 2. Febr. [Agrar-Petitionen aus Schlesien.] Unter den beim Abgeordnetenhause eingegangenen Petitionen dürften die folgenden für Ihre Leser Interesse haben:

I. Zwölf Gemeinden des Kreises Neustadt in Oberschlesien beschweren sich durch ihre Vorsteher über das Verfahren der kgl. General-Commission zu Breslau in der Vorfluths-Regulirungsache des Flusses Zülz. Sie beantragen in der Petition vom 18. Dezember 1864, nach Einsicht der Acten die Staatsregierung zu veranlassen:

1) die General-Commission für Schlesien anzuhalten, das die Regulirung der Zülz betreffende Verfahren in den gesetzlichen Gang zu leiten, vorerst über die Zulässigkeit desselben zu entscheiden und die begonnene Ausführung bis nach endgiltiger Feststellung des Regulirungsplans zu sistiren;
2) den Provokaten die von denselben erhobenen Kostenvorschüsse zurückzuerstatten.

Die Agrar-Commission hält den ersten Beschwerdepunkt für gerechtfertigt. Bei der Berathung der Petition hat nun ein Commissarius des Handelsministers folgende Auskunft gegeben: Die kgl. General-Commission sei bereits im vorigen Jahre angewiesen, nicht blos die Kosteneinziehung zu sistiren, sondern auch die Einwendungen der Provokaten gegen die Zulässigkeit der beantragten Zülz-Regulirung zur Vorbereitung der Entscheidung über diese Vorfrage zu instruiren. Die General-Commission habe berichtet, daß nach Vorlegung der Denkschrift vom August vor. J. im Septbr. pr. mit Vernehmung der Interessenten über die Darstellung der Denkschrift und mit der Erörterung ihrer Einwendungen vorgegangen werde. Die General-Commission sei noch erst unterm 28. Dezember v. J. an weitere Berichterstattung erinnert. Deren schließlicher Bericht über Einleitung des Rechtsweges in Betreff der Einwendungen gegen die Provocation werde erwartet. Der Commissar erklärte ferner ausdrücklich, daß auf die Beschleunigung und namentlich darauf hingewirkt werden solle, daß die Vorfrage wegen der Zulässigkeit der Provocation auf die Zülz-Regulirung in dem geordneten Wege instruirt und vorweg entschieden werde. In Folge dessen beantragt die Commission, daß in Bezug auf beide Punkte zur Tagesordnung übergegangen werde.

II. Die Ortsvorsteher der Gemeinden Moswitz, Kuttlau, Altsabel, Neusabel und Kostadel, im Kreise Glogau, beschweren sich darüber,

1) daß sie nach Bildung des Wilkau-Carolather-Deichverbandes, welchem ihre Grundstücke angehören, zur Geltendmachung ihrer Entschädigungs-Ansprüche an die früheren Deichbesitzer von den Behörden auf den Rechtsweg verwiesen worden seien;
2) daß die Verpflichtung, die Deiche zu bauen und zu unterhalten, den Besitzern der durch dieselben geschützten Grundstücke auferlegt sei und nicht vom Staate getragen werde, und endlich
3) daß die Ortssteuererheber für die Einziehung der Deichkassenbeiträge und deren Abführung an die Deichkasse eine Vergütigung von 6 Pfennigen für jeden erhobenen Thaler erhielten.

Sie haben deshalb beantragt, das Haus der Abgeordneten wolle beschließen und dahin wirken:

1) daß die Verwaltungs-Behörde die Ablösung der Verpflichtung der früheren Deicheigenthümer zur Unterhaltung der Deiche zu Gunsten der Kasse des im Jahre 1857 gebildeten Deichverbandes selbst leiten und reguliren solle;
2) daß die Deichlast zu einer Staatslast umgewandelt werden möge;
3) daß die Ortsteuer-Erheber zur unentgeltlichen Erhebung und Abführung der Deichkassenbeiträge an die Deichkasse verpflichtet würden.

Die Agrar-Commission hat indessen die ersten beiden Anträge als solche erklären müssen, welche im Widerspruch mit der positiven Gesetzgebung stehen und bezüglich des 3. Antrages erklärt, daß er sich nicht dazu eigne, zum Gegenstande der Berathung und Beschlußfassung im Hause der Abgeordneten gemacht zu werden.

[Ueber einen Vorfall auf einem der letzten Hoffeste] berichtet die „K. Z.“: Hr. v. Ahlefeldt war durch ein Versehen in den den Diplomaten angewiesenen Salon geführt worden und wurde, wie es scheint, auf Veranlassung eines hochstehenden Ministers, in einen anderen geführt. Dieser Umstand, sowie ein äußerlicher Gegensatz, welchen die Anwesenheit des Hrn. v. Blome-Salzau, eines der Unterzeichner der Adresse der Siebzehn, darzustellen schien, veranlaßten einige harmlose Bemerkungen, z. B. daß Hr. v. Ahlefeldt ein vorläufiger preußisch-österreichischer Landesangehöriger geworden sei, Hr. v. Blome aber schon ganz Preuße sein müsse, und was des Scherzes mehr war.

Gumbinnen, 30. Januar. [Denunciation und Erwiderung darauf.] In ihrer Sonntags-Nummer theilt die „Ostpreuß. Ztg.“ die Verurtheilung unseres Abg. Frentzel zu zweimonatlichem Gefängniß mit — und begleitet diese Nachricht mit einem, ihrer Tendenz entsprechenden Commentare, in welchem u. A. gesagt wird: „Uebrigens dürfen wir zur Charakterisirung der gumbinner Zustände die notorische Thatsache nicht verschweigen, daß auf einem neulich stattgefundenen Balle des 2c. Frentzel auch mehrere hochgestellte Gerichts- und Regierungsbeamte, die sich sonst einen conservativen Anstrich zu geben bemühen, erschienen waren, obwohl ihnen nicht unbekannt sein konnte, daß sich der „allverehrte“ Gastgeber wegen Majestätsbeleidigung im Anklagezustand befand. Ist das auch ein Zeichen jener „Ueberzeugungstreue“, welche ja den „schönsten Schmuck des altpreußischen Beamtenstandes“ bildet? Oder gehört jene Verurtheilung und unsere Mittheilung auch in die Kategorie der „Verfolgungen, Verunglimpfungen, Verleumdungen liberaler Staatsbürger?“ Was meinen Sie dazu, Hr. Grabow?“ — Die „Pr. Litth. Z.“ bemerkt hierzu: Wir würden von diesem an sich durchaus bedeutungslosen Klatsch der „Ostpr. Z.“ gar keine Notiz genommen haben, wenn wir damit nicht zugleich auf die Nutzlosigkeit der gewiß anerkennenswerthen Bestrebungen hinweisen wollten, welche in letzterer Zeit von mehreren ehrenwerthen Bewohnern unserer Stadt gemacht worden sind, um unser gesellschaftliches Leben außerhalb aller politischen Parteien zu stellen.

Gumbinnen, 2. Febr. [Confiscation.] Die Redaction der „Pr. Litth. Ztg.“ meldet: „Die heutige Nummer unserer Zeitung wurde gestern Abend wegen des darin enthalten gewesenen Leitartikels polizeilich confiscirt.“

Saarbrücken, 31. Jan. [Nichtbestätigung.] Bekanntlich sind in der Sitzung unserer Stadtverordneten vom 14. Dezember v. J. die Herren F. Braun, Kaufmann, als erster, Geh. Bergrath Sello als zweiter und A. Wild, Kaufmann, als dritter Beigeordneter, gewählt worden. Die Herren Braun und Wild sind seitens der königl. Regierung zu Trier bestätigt worden, die Wahl des Herrn Geh. Bergrath Sello dagegen hat die Genehmigung nicht erhalten, weil, wie man sagt, derselbe bei Gelegenheit der Wahlen zum Abgeordnetenhause sich „regierungsfeindlicher“ Agitationen schuldig gemacht habe. Herr Geh. Bergrath Sello befindet sich gegenwärtig in Berlin, wo er im Abgeordnetenhause mit Prof. Virchow und Fr. Duncker den hiesigen Wahlkreis vertritt und seiner Parteistellung nach der Fraktion Bockum-Dolffs angehört. (S. Z.)

Iserlohn, 30. Jan. [Auflösung einer Arbeiterversammlung.] Wie man der „Westf. Z.“ schreibt, wurde eine gestern hier abgehaltene Arbeiterversammlung, hauptsächlich aus Anhängern Lassalle's bestehend, durch den Bürgermeister Hülsmann aufgelöst und der Vorsitzende wegen Widersetzlichkeit verhaftet. Am folgenden Tage fanden zahlreiche Zusammenläufe von Arbeitern statt und da es dabei zu Insultirungen und Verwundungen kam, bildete sich gegen Abend aus den Bürgern der Stadt eine Sicherheitswache, die abwechselnd und von der bewaffneten Macht begleitet und unterstützt die Straßen durchzog und die Ruhe bald wieder herstellte. Zahlreiche Verhaftungen sind vorgenommen. (Das Hetzen der feudalen Blätter hat bereits seine Folgen.)

Deutschland.

Hannover, 29. Jan. [Eine neue Rangordnung in Sicht.] An entscheidender Stelle, schreibt die „N. F. Ztg.“, wird die Herausgabe einer Rangordnung mit großer Wichtigkeit betrieben. Der Hausminister v. Malortie hat schon vor mehreren Jahren einen Entwurf gemacht, der jetzt wohl zur Annahme gelangt. Einige Modifikationen sind freilich nöthig, so z. B. muß dem Armee-Musikdirektor eine Stelle darin angesetzt werden. Das Erscheinen dieses Mannes auf einem jüngsten Hofballe rief einen Sturm unter den Offizieren hervor, weil der Musikdirektor in der militärischen Hierarchie nur Unteroffiziersrang hat. Diese Mißstimmung der Offiziere wurde auch oben bekannt. Die Ungnade fiel aber nicht auf die Offiziere, die vom Mandarinenthum nicht lassen können, sondern traf mittelst polizeilicher Ermahnung den Redacteur des Blattes, welches die Anwesenheit des Direktors auf dem Balle gemeldet hatte.

Rendsburg, 1. Febr. [Festfeier.] In Veranlassung des für die Befreiung Schleswig-Holsteins durch die alliirte Armee so denkwürdigen 1. Februars — an welchem vor einem Jahre 50,000 Mann Preußen und Oesterreicher die Eider an 7 Punkten überschritten und den so siegreich beendeten Feldzug gegen Dänemark eröffneten — prangt unsere Stadt in ihrem festlichen Flaggenschmuck. Die Gräber der tapfern Kämpfer, welche in den ersten Tagen des Februars 1864 in den Gefechten von Jagel, Selk, am Königshügel 2c. verwundet in die hiesigen Lazarethe gebracht, daselbst ihren Wunden erlegen sind und auf unserm Friedhofe ruhen, waren heute Vormittag von dem früheren Damencomite zur Pflege der Verwundeten recht sinnig geschmückt worden. Heute Abend wird ein Festzug sämmtlicher Vereine und Gewerke sich zu der Stelle am westlichen Ende der Stadt begeben, von wo am 1. Februar Morgens 7 Uhr von Seiten österreichischer Jäger die ersten Schüsse auf die jenseits der Eider sich noch zeigenden dänischen Husaren-Vedetten abgegeben wurden, und wird an diesem Orte in einer Rede des für unsere Stadt und unser Land so folgenreichen Ereignisses in entsprechender Weise gedacht werden. Die preußischen und österreichischen Militär-Commandanten sind zur Theilnahme an diesem Acte eingeladen werden. (H. N.)

Italien.

Turin, 31. Jan. [Die neuesten Demonstrationen. — Aus Neapel. — Denkmal für Annita.] Die „Gazzetta Ufficiale“ meldet: Gestern fand ein Hofball statt, bei dem der König, die Prinzen, die Minister, die Großwürdenträger des Reiches und das diplomatische Corps zugegen waren. Einige hundert Tumultuanten begrüßten auf dem Castellplatze die zum Hofball fahrenden Gäste mit Pfeifen und Hohngeschrei. Die Nationalgarde zerstreute unter Verhaftung der Rädelsführer die Tumultuanten. — Die mailänder „Perseveranza“ berichtet über diesen Vorfall:

„Der Haufe war viel größer, als gewöhnlich, in den Mündungen der Straßen Dora Grossa, Via Nuova, Via Po und Via La Grange von der Seite gegen den Castellplatz. Schon beim Anfahren der ersten Ballgäste begann Pfeifen und Schreien. Mehrere Wagen konnten nicht mehr zu Hofe gelangen, mußten zurückkehren und darauf verzichten; andere Wagen gelangten nur zu Hofe, indem die Zügel der Pferde von Sicherheitswachen geführt wurden, wieder andere gelangten durch Seitengassen zur kleinen Hofpforte. Viele Personen wurden unter groben Insulten gezwungen, auszusteigen. Einem Contre-Admiral wurden die Pferde ausgespannt, der Kutscher geprügelt, von Zeit zu Zeit wurden Steine geschleudert. Die vorübergehenden

---

Theater.

Donnerstag: 2. Februar: Emilia Galotti.

Diese bald ein Jahrhundert alte Tragödie, der erste Grundstein zu dem Baue des tragischen Drama's in Deutschland, ist noch heute die vollendetste, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, die vollendetste in dem Sinne, daß sie ein Muster für die Gattung bleibt. Unsere großen Dichter haben unstreitig schönere, gewaltigere und ergreifendere Tragödien geschrieben. Nichtsdestoweniger bleibt „Emilia Galotti“ die Normaltragödie, das vollendetste Muster für die tragische Dichtungsart, wie sie von Aristoteles bis auf Lessing verstanden wurde. Das Stück war nicht blos 1772 der erste leuchtende Stern an dem dunkeln Horizonte des deutschen Drama's, nicht blos damals stieg es, wie Goethe sagte, „aus der Wasserfluth wie die Insel Delos auf“, nein! es leuchtet noch heute mit demselben Sternenglanz, es ist noch heute der granitne Fels in der trüben Wasserfluth dramatischer Gestaltungen. Was Goethe noch in seinem Alter über die „Emilia Galotti“ aussprach, daß dieses Werk voll Verstand, voll Weisheit, voll tiefer Blicke in die Welt, eine Cultur ausspreche, „gegen die wir schon jetzt wieder Barbaren sind“, und daß es zu jeder Zeit als neu erscheinen müsse, dieser Ausspruch ist gegenwärtig noch so vollgitig wie jemals. Wir sind in der Barbarei der dramatischen Production sogar ein gut Stück weiter gekommen, und Emilia Galotti erscheint uns so neu, daß wir die Bewunderung unserer Urgroßväter für das Werk noch heute theilen.

Freilich hat das Stück auch seine unangenehmen Seiten. Es macht so gar keine Concessionen an den Geschmack des Publikums, es kümmert sich gar so wenig um die „schönen Seelen“, es ist gar so einfach und gedankenschwer, so knapp, straff und stählern, es hat so gar nichts Weiches und Empfindsames, es ist nur für Männer. Allerdings! und das ist seine Größe. Der kühne, männliche Geist, der das ganze Stück durchzieht, hat nichts mit der Schönrederei, nichts mit der Phrase, nichts mit pathetischen Ergüssen gemein, es zeigt sich uns in dem Stücke nicht blos der Dichter, sondern auch der ganze Mann, an dem es schon seine Zeitgenossen bewunderten, daß er in dieser Emilia Galotti ein weithin leuchtendes Mene Tekel für den Despotismus an die Wand schrieb.

Am schlimmsten aber kommen die Schauspieler bei dem Stücke weg, da es so gar nicht mit sich handeln, sich so gar nicht durch virtuose Kunstgriffe und Bravourstückchen aufputzen läßt. „Wenige machen es dem Schauspieler so schwer wie Lessing“, sagte kein geringerer Schauspieler, als der von Lessing selbst in seiner „Dramaturgie“ so hoch bewunderte Eckhof. Just darum aber sollte jedes Theater darauf halten, die Lessing'schen Dramen nach einem gewissen Turnus auf die Bühne zu bringen, just der Schwierigkeiten wegen sollte es geschehen, denn nur die schweren Aufgaben bilden den Schauspieler.

Aus diesem Grunde hauptsächlich gebührt der Direktion sowohl wie Frau Formes, auf deren Veranlassung das Stück gegeben ward, ein Dankeswort, und wenn wir, die Darstellung anbelangend, gerade auch nicht behaupten können, sie habe sich auf der Höhe des Werkes befunden, so war sie im Ganzen doch so vorsichtig und diskret gehalten, daß Linien und Umrisse des Stückes durchweg in den richtigen Verhältnissen blieben, und der Lebenston der Dichtung kaum irgendwo getrübt wurde. Alle thaten ihr Bestes: Frau Formes als Emilia, Frl. Heintz als Orsina, Herr Ellmenreich und Frau Wollrabe als Odoardo und Claudia, die Herren v. Zerboni, Weilenbeck, Richter, Raberg, Filsinger als Prinz, Marinelli, Angelo, Appiani, Conti. Sie thaten Alle ihr Bestes in Dem sowohl, was sie boten, als in Dem, was sie unterließen, während sich als künstlerisch bedeutend die Leistungen des Herrn Weilenbeck und des Frl. Heintz besonders hervorhoben. — Das Publikum belohnte die Inhaber der Hauptrollen mit mehrmaligem Hervorrufe. M. K.

Das Buch von der Liebe. Nach Stand und Beschäftigung. Lustige Bilder von **Friedrich Friedrich.** Wien. 1865. Verlag von Carl Schönewerk.

Voltaire nannte Hoffnung und Schlaf das Gegengewicht gegen die Mühseligkeiten des Lebens. Er hätte auch noch das Lachen hinzufügen können, bemerkte Kant, und Solger pries das Lachen als den erfrischenden Thau vom Himmel, der uns vom Elemente der Gemeinheit rein wäscht, in unsern Bemühungen ums Höhere erquickt. Trotzdem wir Deutschen einen solch' hohen Werth auf den Humor legen, besitzen wir doch so wenige humoristische Schriftsteller. Freilich macht uns das Leben wenig Spaß und wir verstehen ihn noch weniger, denn das deutsche Volk ist noch immer nicht völlig aus einer philisterhaften Stimmung herausgekommen. Kein Stand will es dulden, daß man sich über ihn lustig mache und wo das Porträt von ganz allgemeinen Narren gezeichnet worden, da glaubt der Einzelne seine eigene Photographie entdeckt zu haben, und droht mit Injurienklagen. Als Schiller und Göthe in ihren Xenien die schärfsten Pfeile des Spottes und der Satyre in die Welt schleuderten, erhob sich ein allgemeiner Sturm der Entrüstung. Anfangs freuten sich die beiden großen Dichter über den Lärm im Froschteich, dann aber, als mancher Pfeil zurückflog, ging es schon dem trefflichen Schiller über den Spaß und er wollte die Behörden anrufen, dem Unwesen zu steuern. Wie wenig noch die Deutschen sich auf Humor verstehen, beweist auch wieder eine Stelle aus den höchst interessanten, jetzt von Holtei herausgegebenen Briefen an Ludwig Tieck. Der junge Dichter hatte richtig, mit deutschem übelnehmischem Scharfsinn in einem von Iffland zur Aufführung gebrachten Stück eine Carricatur von sich entdeckt und beschwerdete sich darüber bei Iffland. Der damalige General-Director der königl. Schauspiele fertigte Tieck würdig ab: „Die Thorheiten und Laster, welche durch gelungene Darstellungen auf der Bühne lächerlich und abscheulich gemacht werden, sind überall zu Hause. Einzelne Züge eines treffend geschilderten Charakters müssen bei einzelnen Menschen zutreffen, wenn gleich diese Menschen dem Dichter und dem Künstler unbekannt waren, welche beide nicht individualisiren, sondern besonders ihre komischen Personen als Repräsentanten einer Gattung Narren angesehen wissen wollen. Unerhört ist es daher, einen Geizigen, einen Verleumder, einen Intriganten auftreten zu sehen, der dem Dichter und Künstler zuruft: haltet ein mit der Darstellung des Geizes, der Verleumdung, der Intrigue; sie paßt auf mich. Urtheilen Sie folglich, was ich empfinden mußte, als ein Mann Ihrer Art zu mir kam und mir klagte, der elende Schulberg werde auf ihn gedeutet. Ich konnte Sie in diesem Augenblicke nur für krank halten, und wünschen, man hätte Sie lieber an einen Arzt, als — an mich gewiesen.“ —

Wer in Deutschland das kleinste Aemtchen, das unbedeutendste Titelchen aufweisen kann, der nimmt den harmlosesten Scherz weniger ruhig auf, als ein englischer Minister die bittersten Satyren und die tüchtigsten Pritschenschläge des Humors. Darum hat auch England trotz seines dumpfen Nebels, seiner rasselnden Maschinen eine glänzende Reihe von Humoristen, während wir die unsern an den Fingern abzählen können. Es ist auch wahrhaftig bei uns eine kitzliche Sache, humoristisch zu schreiben, und wem wirklich ein humoristischer Gedanke durch den Kopf schwirrt, der läßt ihn aus „stadtvogteilichen“ Gründen in der Tinte sitzen. Um so dankbarer müssen wir allen Denen sein, die noch Lust und Laune haben, über die Mängel und Gebrechen dieser „besten Welt“ zu lachen und uns selbst zum herzlichsten Gelächter mit fort zu reißen. Und diesen Dank aller Lachlustigen hat sich Friedrich Friedrich mit seinem Buch von der Liebe erworben. Das ganze Buch ist so frisch, drollig und unterhaltend geschrieben, daß es in die heiterste Stimmung versetzt. Die Liebe von nicht weniger als elf Berufszweigen wird charakterisirt, tiefsinnig-scherzhaft aufgefaßt und illustrirt. Wir erhalten über die Kaufmanns- und Candidatenliebe die geheimsten und wichtigsten Aufschlüsse. Den Kern der Letzteren enthüllt uns der Verfasser in folgender treffender Weise:

„Unter allen Lieben ist die deutsche Kandidatenliebe eine der eigenthümlichsten; nicht originell, sondern oft wunderbar lächerlich und zugleich von einer stillen Wehmuth umhaucht. Sie hat einen biblisch pastorenartigen Charakter und läßt sich des Preßgesetzes wegen nur in den äußersten Umrissen zeichnen. Sie gedeiht einzig nur in dem geistigen Klima Deutschlands, wo sie unter dem Fittich der Consistorien schüchtern emporwächst. Sie raucht aus langen Pfeifen, trägt stets einen schwarzen Rock, steifen Backenbart, altmodische Beinkleider und verbindet mit diesen eine ernste, würdige Miene. Ueber alle Maßen geduldig und ausharrend, feiert sie oft ihr silbernes Verlobungsfest vor der Hochzeit, geht nie anders als mit Amtsmiene und dem Regenschirme unter dem Arme spazieren, und wenn sie tanzt, tanzt sie mit so erschrecklich steifen Beinen, daß man unwillkürlich zu der Vermuthung gezwungen wird, es stecke etwas Anderes als Fleisch und Knochen in den Stiefeln und Beinkleidern. Durch dies Alles leidet diese Liebe an erstaunlicher Langweiligkeit. Der Kandidat unterhält sich mit seiner Braut, welche meist ein einfaches, zum fleißigen Kirchenbesuche angehaltenes Pastorenkind ist, über innere und äußere Mission und seine Zukunft als Pfarrer, er kitzelt sie, wenn er in heiterer Laune ist, an dem runden Arme und wirft häufige — ob entrüstete, ist noch nicht nachgewiesen — Seitenblicke auf das tief ausgeschnittene Kleid seiner Nachbarin. Für Pfänderspiele ist er sehr eingenommen. — Der Kuß eines Kandidaten ist trocken und steif wie ein consistorielles Rescript mit thalergroßem Siegel.

Sonn- und Festtags ist diese Liebe ganz ungenießbar. Das weiße Halstuch läßt keinen heitern und vernünftigen Gedanken durch, doch trinkt sie auch an diesen Tagen Morgens einen Nordhäuser, Mittags, wenn es möglich ist, ein Glas Wein, um die religiöse Stimmung nicht durch die Beschwerden einer schlechten Verdauung stören zu lassen, und spielt Nachmittags und Abends gern Whist, à point zu einem Viertelpfennig. Dabei ist sie sehr eifersüchtig.“

Wer Gelegenheit gehabt hat, arme Kandidaten kennen zu lernen, und diese Gelegenheit wird uns ja im reichsten Maße geboten, der wird bekennen, daß der Verfasser bis in die feinsten Nuancen uns ein treues Bild der echten, unverfälschten Kandidatenliebe entworfen hat.

In ähnlicher, schalkhafter und die reichste Lebenskenntniß bekundender Weise wird die gemeine Soldatenliebe, die Bauern- und Offizierenliebe

Offiziere wurden gleichfalls ausgepfiffen. Gegen Mitternacht war der Platz geräumt; viele Truppen in kleinen Piquets gaben der Stadt das Aussehen des Belagernngszustandes."

Aus Neapel liegen erfreuliche Berichte über den großartigen Aufschwung vor, welchen der **Volksunterricht** dort genommen hat; die Stadt Neapel zählt gegenwärtig 16 Oberschulen, welche in 77 Klassen von 2289 Personen im Alter von 10—30 Jahren besucht werden; der Unterricht erstreckt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Bürgerpflichten, Nationalgeschichte, Geographie und lineares Zeichnen. Der Börsen-Inspector Ritter Gravissa und der Vicepräsident der Handelskammer Maglione haben durch Aufbringung einer Summe von mehreren Tausend Franken es ermöglicht, daß an die durch besondere Leistungen hervorragenden Zöglinge Prämien bis zu 100 Frcs. ausgetheilt werden. — Der Gemeinderath von **Ravenna** hat mit 2000 Frcs. eine Liste zur Errichtung eines Denkmals eröffnet, das der muthigen Gattin Garibaldi's, Annita, welche auf dem Rückzuge von Rom zu Ravenna in ihres Mannes Armen starb, errichtet werden soll.

Frankreich.

* **Paris**, 31. Jan. [Zur Herzogthümerfrage.] Das „Pays" spricht heute in einem von dem Secretär der Redaction, J. Baraton, unterzeichneten Artikel, d. h. in halb officieller Form Zweifel darüber aus, daß Frankreich und England in Betreff der Herzogthümerfrage sich dahin geeinigt hätten, Preußen das Recht der Annexion der Herzogthümer zu bestreiten und zu erklären, daß diese Thatsache eine Ursache europäischer Verwickelungen werden könne und zu untersuchen, ob es nicht zeitgemäß sein möge, an das berliner Cabinet in dieser Beziehung eine Präventiv-Protestation zu richten. Der Artikel sagt dann wörtlich:

„Wir wissen jetzt nicht, welches die Haltung des Hofes der Tuilerien einer so bedeutenden und so bedenklichen Thatsache gegenüber, wie die einer Vergrößerung des preußischen Gebiets durch die Herzogthümer, sein würde. Bis zu diesem Augenblick aber hat Frankreich es nicht für zeitgemäß gehalten, aus der Zurückhaltung herauszutreten, in die es sich seit langer Zeit in Betreff des deutsch-dänischen Conflictes, der die Quelle rein deutscher Schwierigkeiten geworden war, einschließen zu müssen geglaubt hat. Angenommen, daß zwischen den Cabinetten in Paris und London in dieser Rücksicht ein Ideenaustausch stattgefunden habe, so sind wir gewiß, daß wenigstens keine Meinung ausgedrückt, kein Entschluß gefaßt worden ist, welche Frankreich verpflichten und seine Actionsfreiheit, Ereignissen gegenüber, die noch im Zustande von Eventualitäten sind, fesseln könnten. . . ."

Zuletzt erwähnt der Artikel noch die Erklärung der „Nordd. Allg. Z.", daß England seit langer Zeit keine Meinung über die Angelegenheit der Herzogthümer ausgesprochen habe und hinzugefügt, Frankreich werde sicher nicht weniger zurückhaltend sein.

[Frankreich und Rom.] Das Dementi, welches der heutige „Constitutionnel" der Nachricht betreffs einer Note giebt, die Graf Sartiges erhalten und in Rom übergeben haben soll, bedarf einer Erklärung. Es ist ganz richtig, daß Graf Sartiges weder eine Note erhalten, noch übergeben hat, aber eben so richtig ist es, daß derselbe ein Schreiben empfangen hat, worin ihm mitgetheilt wird, daß die französische Regierung Willens ist, sich auf keine neuen Unterhandlungen mit Rom einzulassen, sondern die September-Convention einfach auszuführen. Die „Gazette du Midi", die kein Dementi erhalten und auf die sich die Mittheilung (per Telegraph) der „Independance belge" stützt, sprach auch keineswegs von einer Note, und ihre Mittheilungen stützen sich nur auf das, was Graf Sartiges officiös in Rom mitzutheilen beauftragt war. Wahrscheinlich wollte man also nur einige Drohworte in Rom vernehmen lassen. Dies wird aber, im Grunde genommen, wenig helfen und die Cardinäle, besonders die Eminenzen Mathieu, Donnet und Gousset, nicht verhindern, die religiöse Frage vor den Senat zu bringen. Daß dies aber geschieht, daran ist die Regierung selbst schuld, denn die Verfassung, die sich das zweite Kaiserreich gab, ernannte die Cardinäle zu Senatoren von Rechts wegen. Weder die protestantische noch die jüdische Confession erhielt solche Vorrechte, und es ist eigentlich nicht der Papst, sondern die Regierung selbst, welche zuerst der Parität zu nahe trat.

[Zur Encyklica.] Bekanntlich hat der Papst auf die Anfragen der französischen Bischöfe, welche sich an ihn um besondere Verhaltungsmaßregeln gewendet hatten, befohlen, daß die gesammten Encykliken u. s. w., aus welchen die achtzig Sätze des Syllabus ausgehoben sind, zusammengestellt und als Buch an den Episkopat der katholischen Christenheit als Richtschnur ihres Handelns vertheilt werden sollen. Dem Erscheinen dieser offiziellen römischen Arbeit ist bereits eine offiziöse vorausgeschickt worden. Es ist hier so eben bei „Adrian Le Clerc u. Co., Drucker unseres heiligen Vaters des Papstes", erschienen: „**Recueil des allocutions consistoriales, encycliques et autres lettres apostoliques, citées dans l'encyclique et le syllabus du 8 Décembre 1864.**" Dieser Codex Pius IX. enthält: 1) die Encyklica, 2) den Syllabus, 3) das Concordat von 1801 und die Ratifications-Bulle, die organischen Artikel, den Protest des Cardinals Caprara und verschiedene andere Aktenstücke zu der Concordatsfrage. Text lateinisch und gegenüber die französische Uebersetzung. Die „France" meldet, daß eine besondere Commission mit Pius IX. conferirt habe, um nach dessen Vorschriften den französischen Bischöfen Instructionen über ihr Auftreten gegen die Regierung zu ertheilen. In Betreff des Briefes von Antonelli vom 8. Dezember bemerkt der „Monde", die „Gazette de France" könne unmöglich gut unterrichtet sein, wenn sie melde, dieses Schreiben habe der Zusendung des Syllabus an die Nuncien beilegen; die Bestimmung des Briefes müsse an einen Cardinal gerichtet sein, denn nur gegen Mitglieder des heiligen Collegiums bediene ein Cardinal-Staatssekretär sich solcher Wendungen, wie sie in diesem Schreiben vorlägen. Die Echtheit des Briefes läßt der „Monde" übrigens unangefochten.

[Mexicanisches.] Die Börse giebt sich den Anschein, als hielte sie die Gerüchte von Friedensverhandlungen in Nordamerika für ernst genug, um Befürchtungen wegen Mexico's aufkommen zu lassen. Andererseits bestätigt der „Moniteur" für Jeden, der die amtlichen Berichte zu lesen versteht, daß General Courtois d'Hurbal eine Schlappe erlitten hat, denn es heißt, dieser höhere Offizier habe Position genommen und erwarte seine Artillerie. War nach der Besetzung Acapulcos gemeldet worden, daß nur noch der Hafen von Mazatlan zu nehmen sei, so erfährt man heute, daß eine Expedition nach dem sehr wichtigen Hafen von Guaymas vorbereitet werde. Auch sind die so hoch gepriesenen Vortheile der Einnahme Acapulco's gegenwärtig wegen des Klimas wieder aufgegeben und dieser bedeutendste Platz am stillen Ocean auf's Neue von den Juaristen besetzt. Unter diesen Umständen könnte die Berechnung der mexicanischen Rente zu 60 doch als irrig sich erweisen.

[Der Geheime Rath.] Das letzte Decret über die Wirksamkeit des Geheimen Rathes soll durch Ernennung eines Secretärs vervollständigt werden. Dieser hätte die Arbeiten des Geheimen Rathes vorzubereiten und die Protokolle zu führen.

[Verschiedenes.] Der Buchhändler Lemonnier aus Florenz hatte gestern eine Audienz beim Kaiser und ist heute mit einem Vertrage mit Plon über Verlag der italienischen Uebersetzung vom „Leben Cäsars" wieder nach Florenz abgereist. — Das vom Prinzen Napoleon am 11. d. M. im Palais royal zu gebende Ballfest wird ungemein glänzend werden. Für Blumen allein sind 6000 Frcs ausgesetzt; das Orchester wird aus 60 Musikern bestehen. Sämmtliche Kosten werden auf 60,000 Frcs. angeschlagen. — Der Graf Chambord läßt in Paris seine Gemälde- und Curiositäten-Sammlungen verkaufen. — Wie aus Lyon gemeldet wird, ist auch die Rhone seit zwei Tagen in Folge des Thauwetters und der heftigen Regengüsse derartig im Steigen begriffen, daß man Ueberschwemmungen der niedrig belegenen Stadttheile fürchtet.

Großbritannien.

E. C. **London**, 31. Jan. [Im Oberhause] wird die Antwortsadresse auf die Thronrede von dem Herzog von Cleveland beantragt und von dem Earl of Charlemont unterstützt werden.

[Die Einnahme des Fort Fisher vor Wilmington] wird von der „Times" in folgender Weise besprochen:

„Die Ereignisse sind dem Ruf des Generals Butler nicht günstig. Das Gelingen der zweiten Expedition gegen Wilmington ist für diesen eifrigen, aber unglücklichen Befehlshaber ein peinlicheres Verdammungsurtheil als irgend eines, das ein Kriegsgericht fällen kann. Es hat sich wieder einmal gezeigt, daß Kühnheit im Kriege die beste Politik, und Berechnung oft die Vorläuferin der Thatlosigkeit ist. Wir hatten kaum den Bericht erhalten, in welchem General Butler treffliche Gründe dafür angab, warum Fort Fisher nicht genommen werden könne, als der Telegraph die Meldung brachte, daß die Sache gethan ist.... Die Energie, mit der dies Unternehmen betrieben wurde, macht der Militär-Verwaltung in Washington alle Ehre.... Dem Süden keine Frist und Erholung, keine Gelegenheit zur Auffrischung seiner Kräfte und zu neuen Rüstungen zu gönnen, das ist die Politik des Cabinets, und sie ist selbst mit Aufopferung eines so ergebenen Dieners, wie General Butler ist, durchgeführt worden. Der ihm ertheilte Befehl, nach seinem Wohnort im friedlichen Connecticut heimzukehren, war eine Rüge, die einen Soldaten tief schmerzen muß, aber diese fast carthagische Strenge hat seinem Nachfolger wahrscheinlich neuen Muth eingehaucht. Es läßt sich viel für die Politik sagen, die im vorigen Jahrhundert einen britischen Admiral erschießen ließ, um die andern aufzumuntern („pour encourager les autres", wie Voltaire von der Hinrichtung Byng's sagte). Die washingtoner Regierung ist nun gerade dem General Butler gegenüber nicht so weit gegangen, aber sie gab seinem Nachfolger deutlich genug zu verstehen, daß er Fort Fisher nehmen, und nicht Gründe für die Nichteinnahme geben solle.... Mitten im Winter, inmitten der Gefahr plötzlicher Stürme an einer sehr gefährlichen Küste, haben die Föderalen ihren letzten Sieg erfochten, und es kann ihnen gelingen, den letzten bedeutenden Hafen der Conföderation ganz zu sperren oder zu zerstören. In Bezug auf die Wirkung, welche die Einnahme des Forts Fisher und die künftigen Operationen Terry's und Porter's auf den auswärtigen Handel der Conföderation haben können, klingen die Behauptungen des Südens zuversichtlich, aber es ist ihnen kaum zu trauen. Sie leugnen, daß der Verlust des Forts den Strom sperren werde, aber, wenn dies auch wahr sein mag, so ist es doch schwer zu glauben, daß die Bestürmung des Forts nicht zu andern Erfolgen führen werde, die entweder Washington in die Gewalt der Föderalen bringen, oder als einen Hafen für Blokadebrecher nutzlos machen werden."

[Südstaatliche Blokadebrecher.] Es ist ausgerechnet worden, daß in den Jahren 1862, 1863 und 1864 nicht weniger als 111 schnelle Dampfer am Clyde allein gebaut worden sind, welche die besondere Bestimmung haben, die Blokade der südstaatlichen Häfen zu durchbrechen. Von diesen 111 sind 70 theils weggenommen, theils zerstört worden, so daß am Schlusse des Jahres 1864 noch 29 auf der Fahrt und 11 eben ausgelaufen waren. Daß die Blokade nicht verschärft worden ist, beweist die Anzahl der am Schlusse des Jahres 1864 noch laufenden Schiffe, welche größer ist als je zuvor. Im Durchschnitte übersteigt ein „Blokadebrecher" nicht die Zahl von fünf glücklichen Fahrten, so daß jede Fahrt ungeheuren Gewinnst abwerfen muß, um diesen eigenthümlichen Zweig commercieller Unternehmungen einigermaßen lucrativ zu machen. Die von den Unionsschiffen aufgebrachten Blokadebrecher werden meist selbst zur Verstärkung des Blokadegeschwaders verwandt, und leisten hierbei gute Dienste. — Der außergewöhnliche Aufschwung, den der Schiffsbau am Clyde im Laufe der letzten Jahre genommen hat, ist großentheils dieser ihrem Wesen nach ausnahmsweisen Nachfrage nach Blokadebrechern zuzuschreiben.

[Die englischen Missionäre] auf den Inseln Lifu, Marè und Uea haben seit einiger Zeit Klage geführt, daß der französische Gouverneur von Neukaledonien, zu dessen Verwaltungsbezirk die genannten Eilande gehören, die Freiheit nicht nur der protestantischen Geistlichen, sondern auch der zum Protestantismus übergetretenen Eingebornen auf unverantwortliche Weise beschränke, vor allem, indem er den englischen Predigern den Gebrauch der Landessprache untersagt habe und somit ihr Missionswerk vollständig zu vereiteln drohe. Die londoner Missions-

(Fortsetzung in der Beilage.)

---

skizzirt. Auch die deutsche Schusterliebe findet hier ihren Platz, und gehört, trotz ihres Peches, zu den glänzendsten Kapiteln des höchst amusanten Buches. Der Künstler- und der alten Junggesellenliebe werden neue originelle Seiten abgewonnen und auch das Kapitel der „Buchdruckerliebe" kann sich in seiner gemüthlichen Laune schon sehen lassen. Die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst werden uns täglich vor Augen geführt, sind uns unentbehrlich geworden und doch wissen wir von den schwarzen Gesellen noch so wenig. Ihre still schaffende Thätigkeit giebt den Gedanken Flügel, daß sie mit einem einzigen Schlage in tausend Herzen wiederzucken. Friedrich hat auch die Eigenthümlichkeiten dieses Standes mit großer Feinheit belauscht:

„Tritt man in einen Setzersaal, wo vielleicht fünfzig und mehr Setzer arbeiten, sieht man sie still dastehen, den Winkelhaken in der Linken und mit der Rechten eifrig über den Schriftfächern umherfahrend, hier und dort eine Letter aus einem der Fächer hervorholend, wie Täubchen Weizenkörner von der Erde aufpicken, um die ganze Bücherweisheit Buchstaben für Buchstaben zusammenzusetzen, sieht man sie alle auf dem Rücken, so sollte man glauben, die Schriftsetzer wären die unschuldigsten und friedlichsten Menschen in der Welt. Es liegt der Gedanke so nahe, daß ein Mensch, welcher vielleicht ein halbes Jahr und länger nur an der Bibel gesetzt, welcher die fünf Bücher Mosis, die Psalter, die Weisheit Salomonis, das Buch Judith wie den Gesang der drei Männer im feurigen Ofen zusammengestellt hat, von dem alttestamentlichen Geiste angehaucht sei, man hofft, daß er von dem Weisen Salomo zum wenigsten den einen Spruch: „Es ist Alles eitel", sich angeeignet habe, allein Gedanken und Hoffnungen lügen und der Schein trügt bei den Buchdruckern ebenso gut wie bei den Kronprinzen, höchstens, daß ein Buchdrucker mit Salomonischem Anklang sagt: „Alles ist Wurscht!"

Die Buchdrucker haben außerordentlich viel Originelles, es läßt sich indeß schwer ergründen, woher sie dasselbe haben. Weiß man um ihre Eigenthümlichkeiten, so erkennt man jeden derselben und begegnete er Einem als Eva verkleidet auf einer wüsten Insel. Es steckt in jedem Buchdrucker eine Lebenskraft und Zähigkeit, welche außerordentlich schwer und nur durch ganz besondere Bemühungen todt zu machen ist. Ein tüchtiger Setzer kann, wenn es durchaus nothwendig ist, d. h. wenn er mit seinem Liebchen eine Sonntagspartie vorhat und deshalb Geld bedarf, zwei Tage und zwei Nächte arbeiten ohne zu ruhen, und er kann drei Tage und vier Nächte, ohne sich Erholung zu gönnen, kneipen und schiebt zum Schluß noch Kegel. Ueberhaupt spielt der Durst im Leben des Buchdruckers eine außerordentliche Rolle. Des Morgens trinkt er, um den Durst milde anzuregen, des Nachmittags um ihn zu stillen und des Abends aus des Lebens süßer Gewohnheit.

Begegnet man Sonnabend Abends früh einem Haufen lustiger Gesellen, welche so keck und lebensfrisch in die Welt hineinschauen, als wollten sie direkt nach Konstantinopel reisen, um dem Sultan seinen Harem abzukaufen, so kann man dreist einen Pfennig gegen zehn Dukaten wetten, daß es Buchdrucker sind. Sie haben ihren Wochenlohn ausgezahlt erhalten und nun — Juchheida, Heidi, Heida! Sie sind müde, können indeß nicht schlafen, so lange noch Geld in der Tasche ist.

Es ist etwas spät am Abend, was die Nachtwächter und Philister Früh am Morgen oder Sonnenaufgang nennen. Die Thür einer Restauration wird geöffnet, ein Haufen junger Burschen stürmt heraus und hinter ihnen schlägt der Wirth die Thüre zu mit einem Fluche, weil er so spät zur Ruhe kommt und seine Frau ihn zeitig wieder aus dem Bette holt. Die Burschen kümmert das nicht, zum Heimgehen hat noch keiner Lust, aber wo eine Restauration finden, wäre sie auch noch so klein, welche um diese Zeit noch geöffnet ist! Einer erbietet sich zum Führer, da er eine Kneipe wisse, welche nie geschlossen werde. Wir kennen ihn nicht, außerdem ist es noch nicht hell genug, um ihn zu sehen, aber dreist können wir nach Hause gehen, und auf unsern Hausschlüssel schwören, daß der Führer ein Setzer war, denn diese besitzen in dieser Beziehung eine wunderbare Lokalkenntniß.

Alle Buchdrucker ahmen die Studenten nach. Sie haben etwas Burschikoses und singen alle Studentenlieder. Dazu paßt der kleine, kecke Schnauzbart und bei manchem die Schulden. Das Burschikose legt sich bei ihnen erst, wenn sie in das Ehejoch gespannt sind, dann bildet sich um ihre Nase ein leidender Zug.

Buchdrucker-Liebe! Unglückseliges Wort! Sobald ein Setzer liebt, wird er zur Landplage für die Correctoren. Dann ist es aus mit einem correcten Satz. Er setzt Mädchen statt Schäfchen, Liebchen statt Stübchen, Kinder statt Sünder. Dazu muß dann noch kommen, daß der Corrector auch verliebt ist, was indeß bei Correctoren selten eintrifft, und der verzweiflungsvolle Autor sieht sich genöthigt, seinem Werke ein ellenlanges Druckfehler-Verzeichniß anzuhängen. Auf diese Weise entstehen dieselben.

Friedrich skizzirt noch die Studenten- und endlich die Schriftsteller-Liebe und er plaudert von letzterer mit köstlichem Humor aus der Schule. Das auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete Buch versetzt uns fortwährend in die heiterste Stimmung und ist eine der freundlichsten Gaben auf dem Gebiete des Humors. Der Verfasser besitzt jenen gemüthlichen echten Humor, der an allen Dingen einen Herzensantheil nimmt und der nicht bemüht ist, um jeden Preis witzig sein zu wollen. Friedrich's Buch „von der Liebe" wird gewiß durch seine glückliche Laune, auch selbst dem Mißmüthigsten ein Lächeln ablocken, und als einen solchen Sorgenbrecher für trübe Stunden empfehlen wir das kleine „liebenswürdige" Werk. L. H.

Pierre Josef Proudhon.

Die „France" entwirft von dem Wesen und Wirken Proudhon's folgendes, im Allgemeinen wohl nicht unrichtig gezeichnetes Bild: Das Grab hat sich soeben über einem Schriftsteller geschlossen, dessen Name großes Aufsehen erregt hat und der für sich allein ein ganzes System socialer Reform darstellt. In der durch die Revolution des Jahres 1848 herbeigeführten Bewegung der socialistischen Ideen hat Herr Proudhon eine sehr geräuschvolle und sehr bezeichnende Rolle gespielt, die sowohl durch ihre Besonderheit als durch ihre Energie hervorleuchtete. Aber diese Rolle war mehr die einer glänzenden Persönlichkeit als eines Parteiführers. Herr Proudhon stand mit der wundervollen Einheit seiner Ideen allein; er hinterläßt einen durch sehr zahlreiche und sehr interessante Arbeiten berühmt gewordenen Namen, aber keine Schule. Nicht so glücklich wie Fourier, Saint-Simon und viele andere Reformatoren, stirbt er ohne Schüler, und keiner von denen, die ihm Beifall gezollt, wird versuchen, sein Nachfolger zu werden. Das sympathische Bedauern, mit welchem die Presse einstimmig die Nachricht von seinem Tode aufgenommen hat, gilt dem Menschen und seinem unbestreitbaren Talent. Als Mensch war Proudhon gut, redlich, wohlwollend; er war ein den ernsten Studien leidenschaftlich ergebener Kopf; ein im Kampfe hitziger Polemiker und ein Ergründer von Prinzipien und Systemen. Dank der trügerischen Spiegelung der politischen Leidenschaften hat man aus ihm eine Zeit lang eine Art socialistischen Wehrwolfs gemacht, bereit, die ganze Gesellschaft zu verschlingen, und entschlossen, in der politischen und moralischen Weltordnung keinen Stein auf dem andern zu lassen. Diejenigen, welche ihn gekannt, wissen sehr wohl, daß von diesen ungestümen und zerstörenden Trieben nichts in jener strebsamen Natur zu finden war. Man gesteht ihm gern ein ausgezeichnetes Herz zu, ein tiefes Gefühl für die Pflichten der Familie und eine durch Schicksalsschläge und Prüfungen unentwegte Rechtschaffenheit. Was ihm Niemand abstreitet, ist die Kraft seines Talents, die Solidität und der Umfang seiner Kenntnisse. Er war nicht nur ein Polemiker ersten Ranges, sondern auch ein gelehrter Nationalökonom, der sich in dem Labyrinth des kämpfenden Socialismus verirrt hatte. Seine Arbeiten über die Eisenbahnen und Börsenspeculation zeichnen sich, trotz der Irrthümer, zu denen er sich durch gewisse Vorurtheile und Leidenschaften hinreißen ließ, durch tüchtige Eigenschaften von wirklich praktischer Bedeutung aus. Der Augenblick ist ohne Zweifel noch nicht gekommen, um den Einfluß zu würdigen, den er auf die Bewegung der Geister und die zeitgenössische Geschichte ausgeübt hat; er läßt sich aber in einigen hervorragenden Zügen zusammenfassen. Hatte Herr Proudhon wirklich starke Ueberzeugungen? Er hat unter dem Titel: „Système des contradictions économiques" ein bemerkenswerthes Buch geschrieben, in welchem er alle socialistischen Schulen bekämpft und über den Haufen geworfen hat; sein Leben könnte dazu eines der wunderlichsten und interessantesten Kapitel liefern. Nachdem er die geräuschvollste Verkörperung der revolutionären Bewegung gewesen, ward er einer der entschiedensten Gegner der Revolution. Nachdem er die Formel: „Dieu c'est le mal!" aufgestellt hatte, sah man ihn plötzlich gegen die italienische Einheitspartei die Sache des Papstthums und der Kirche vertheidigen. Ein sonderbarer Widerspruch, der ihn, ohne daß er dadurch den Conservativen näher gebracht worden wäre, von allen Revolutionären getrennt, und ihn, während der ganzen Zeit seiner politischen Laufbahn, in der einsamen Unabhängigkeit seiner Theorien gelassen hat, wie er in der Constituante allein geblieben war, als er am 31. Juli 1848 sein Reformsystem entwickelte, welches nur die ohnmächtige Stimme seines Trabanten Greppo erhielt. Worin ist der Grund dieser Vereinsamung zu suchen? Offenbar in den Irrthümern der Doctrin, aber auch in der Seltsamkeit der zu ihrer Verwirklichung angewandten Mittel. Das Verfahren Proudhon's bei seiner publizistischen Thätigkeit war ein höchst eigenthümliches; es bestand hauptsächlich darin, die öffentliche Aufmerksamkeit durch ein Schlagwort an sich zu fesseln, durch einen originellen, seltsamen Titel eine Art glänzenden Aushängeschilds, welches die Blicke auf sich zieht und das Publikum zwingt, sich damit zu beschäftigen. Eines Tags erfand Herr Proudhon das vielberufene Wort: „La propriété c'est le vol!" Man lese nun das Werk, welches diese furchtbare Maxime begleitet. Es ist eine nationalökonomische, geschichtliche, politische, verwickelte, mit langen nach der Schule schmeckenden Raisonnements gespickte Abhandlung. Wenn sie in den Massen circulirt hat, so dürfte es noch sehr fraglich erscheinen, ob Diejenigen, die sie in den Händen gehabbt, mehr davon verstanden haben als jenen volltönenden Titel. Ebenso verhielt es sich mit jener andern Formel: „Dieu c'est le mal", und ebenso mit jenem Satze: „Le meilleur gouvernement, c'est l'anarchie". Hinter diesen erschreckenden Affirmationen entrollen sich lange und gelehrte Abhandlungen, die nichts Abstoßendes haben als ihren Titel, Discussionen von beinahe theoligischem Gepräge und socialpolitische Thesen, welche das Entsetzen, das sie eingeflößt, kaum zu rechtfertigen vermögen. Die Anarchie des Herren Proudhon ist nicht die revolutionäre Anarchie, welche von der Straßenemeute, dem Bürgerkrieg und dem Zusammenstoß aller entfesselten Leidenschaften lebt; sie ist eine friedliche Doctrin, welche den Zeck verfolgt, den Bürgern die Thätigkeit der Regierung so wenig als möglich fühlbar zu machen und die Freiheit des Individuums aller Fesseln zu entledigen. Sobald daher Herr Proudhon, der nur der Form nach und nicht aus Grundsatz Revolutionär war, sich den wirklichen Revolutionären gegenübergestellt sah, ward eine Verständigung unter ihnen unmöglich; der Meinungszwiespalt nahm die Verhältnisse eines unaussöhnbaren Conflicts an; er hat die Revolutionäre auf's Kräftigste bekämpft und ward ihnen schließlich verdächtig, nachdem er ihr Bannerträger gewesen. Vielleicht ist die Meinungsveränderung, welche ihm die modernen Socialisten vorwerfen, nur einer neuen Wunderlichkeit dieses seltsamen Geistes zuzuschreiben.

Mit einer Beilage.